

Gerold Scholz

Was ist ein guter Schüler? Besonders am Schulanfang

Die Idee

Die Schule ist offensichtlich eine Erfolgsgeschichte. Kleine Kinder freuen sich auf die Schule. Viele von ihnen können es kaum erwarten, endlich ein Schulkind zu sein. Die Schulpflicht ist in fast allen Staaten der Erde – wenigstens auf dem Papier – durchgesetzt. Dort, wo es keinen ausreichenden Schulbesuch gibt, wird dies von vielen Experten als ein wesentlicher Grund für eine mangelnde wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung gesehen. Und Kinder, die nicht zur Schule gehen können oder gehen dürfen, werden in allen Industrieländern wohl übereinstimmend als „arme Kinder“ betrachtet, denen Möglichkeiten zur Entwicklung einer Persönlichkeit und eines guten Lebens vorenthalten werden.

Aus einer anderen Perspektive gibt es eine ausufernde Debatte über alles, was nur entfernt mit Schule zusammenhängt.

Wenn etwas so erfolgreich ist wie die Schule, so könnte man vermuten, dass nicht so viel darüber gesprochen und geschrieben werden muss. Die populäre, die politische und auch die wissenschaftliche Diskussion um Schule verweist entgegen dem ersten Anschein vielleicht eher darauf, dass hier eine Vielzahl von Fragen und Problemen existieren. Wir denken, dass es u.a. deshalb eine so große Debatte gibt, weil man sich über Kernfragen schwer verständigen kann. Wir vermuten, dass Grundfragen der Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Generationen, zwischen Lernen und Leistung - um nur einige zu nennen – in der Diskussion eher ausgeklammert werden und diese Ausklammerung zu einer Art von Unbehagen führt, dass sich in den Publikationsgeräuschen äußert.

Wir gehen in diesem Buch einigen Fragen nach, von denen wir glauben, dass sie mehr oder minder tabuisiert sind. Wir folgen dabei einem Ansatz, der in der Film „Alphabet“ zwar am Anfang genannt, aber dann nicht weiter besprochen wird. Der Trailer des Films zitiert den englischen Bildungsforscher Ken Robinson:

"Wir haben diese außergewöhnliche Kraft, damit meine ich die Kraft der Vorstellung. Jede Ausformung menschlicher Kultur ist die Folge dieser einzigartigen Fähigkeit. Doch ich glaube, dass wir sie systematisch in unseren Kindern zerstören. Denn wir akzeptieren blind gewisse Vorstellungen über Erziehung, über Kinder, darüber, was Ausbildung bedeutet, über gesellschaftlichen Bedarf und Nutzen, über wirtschaftliche Zweckmäßigkeit."

Es geht uns in diesem Buch um eben jene blind akzeptierten Vorstellungen, die Robinson für die Zerstörung von Kreativität verantwortlich macht. Wir stimmen mit ihm darüber überein, dass dies nicht absichtlich geschieht, aber systematisch.

Anders als der Film „Alphabet“ beziehen wir uns weniger auf die Auseinandersetzung mit der alten Schule, weniger auf Disziplin, Stress und Drill und mehr auf jene Diskussionen, die auf eine Reform der Schule setzen. Uns interessieren vor allem jene blinden Vorstellungen, die Grundlage der Zukunftsgestaltung der Schule sind. Dies schließt ein, soweit es sinnvoll ist, sich mit der Vergangenheit und der Gegenwart zu beschäftigen. Der Grund dafür ist, dass sich Vorstellungen über Kinder und Schule, über Erziehung und Bildung nicht nur zwischen Ländern und Kulturen unterscheiden lassen, sondern auch entlang historischer Veränderungen in einer Region. Kompliziert wird dies, weil in der Gegenwart und sicher noch stärker in der Zukunft, Entwicklungen in einer Region mit allgemeinen, mehr oder minder globalen Strukturen und Prozessen verknüpft sind. Dies schon deshalb, weil es mittlerweile eine Reihe

von Gremien und Steuerungsinstrumenten gibt, die global steuern. Die sog. PISA-Studien sind nur ein Teil davon, vielleicht der bekannteste.

Vor einhundert Jahren hätte man die Frage nach einem „guten deutschen Schüler“ stellen können. Dies ist heute undenkbar. Dennoch gibt es nach wie vor deutsche Besonderheiten. Die besondere Betonung des Schulanfanges, äußerlich sichtbar an der Rolle der Schultüte ist eine davon. Beides, die Schultüte und die herausgehobene Rolle des Schulanfanges, gibt es so nur in Deutschland und in Teilen Österreichs und der Schweiz. Und nur in Deutschland und Österreich werden Kinder bereits im Alter von 10 Jahren auf unterschiedliche Schularten mit unterschiedlicher Dauer und unterschiedlichen Anforderungen und Abschlüssen verteilt. Dies ist ein Hinweis darauf, dass auch die Organisation des Bildungswesens Ausdruck von Vorstellungen ist, wobei sich dann eher die Frage stellt, ob sie wirklich „blind“ sind oder, wenn auch anders begründet, nicht Ausdruck politisch durchgesetzter Macht- und Herrschaftsverhältnisse.

Die wenigen Hinweise sollen genügen, um sichtbar zu machen, wie kompliziert die Bildungssituation ist. Dieses Buch bemüht sich darum, bisher kaum beachtete Grundlagen für die Struktur und Bedeutung von Bildung herauszuarbeiten. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Verhältnis von Gesellschaft und Bildungssystem, genauer gesagt darauf, welche Vorstellungen über dieses Verhältnis in den Veröffentlichungen und in den von Kindern, Eltern und Lehrern geäußerten Ansichten enthalten sind. Solche Vorstellungen sind einerseits immer konkret, so wie Bilder, die Gefühle darstellen. Und sie enthalten auch immer Vorstellungen darüber, was gut ist und was nicht, was wertvoll ist und was nicht. Diese konkreten, mit Wünschen und Ängsten aufgeladenen Bilder, sind auch Ausdruck eines allgemeinen, eines Trends, einer Propaganda oder eines allgemeinen lokalen oder globalen Vorstellungswandels. Weil beides zusammenhängt, versuchen wir beide Seiten, die konkrete, wie die allgemeine, zu Wort kommen zu lassen. Wir gehen dabei entweder von einem konkreten Fall aus und stellen ihn dann in seinen Kontext oder wir beginnen mit einem Kontext und versuchen ihn dann konkret werden zu lassen.

Ein Teil der Texte, auf die wir uns beziehen, sind Bücher für Kinder zum Schulanfang. In diesen Texten werden Bilder von guten Schülern und guten Kindern und guter Erziehung sichtbar, weil die Autoren zum einen geprägt sind von der Zeit, in der schreiben oder zeichnen und zum anderen erkennbar die Absicht haben, mit ihren Texten ein gutes Vorbild zu sein. Die meisten der Texte, auf die wir uns beziehen sind schon einige Jahre alt oder auch mehr als hundert Jahre alt. Durch einen zeitlichen Vergleich der Geschichten kann deutlicher werden, wie wir heute denken, weil die älteren Bücher zum Teil andere Denkmöglichkeiten über Kinder und Schüler zeigen. Weil es nicht darum geht, ein richtiges oder wahres Bild eines guten Schülers zu zeichnen, eignet sich die Kenntnis der Denkweisen von früher dazu, über die eigenen, heutigen Sichtweisen nachdenken zu können. Und das ist es, was wir möchten: Sie dazu anzuregen, über Ihre Bilder eines guten Schülers nachzudenken.

Insofern versammelt das Buch viele Fallgeschichten, die zusammen ein Bild der Situation ergeben sollen. Vollständigkeit kann damit ebenso wenig erreicht werden, wie eine Antwort auf die Frage, was denn nun das Verhältnis von Schule und Gesellschaft im Innersten zusammenhält – aber Hinweise darauf schon.

Die Frage, was ein guter Schüler ist, versucht durch Konzentration auf eine einzige Frage, die Komplexität einerseits zu bewahren und andererseits in seinen Strukturen und Beziehungen deutlich werden zu lassen. Denn, was ein guter Schüler ist, lässt sich nicht objektiv beantworten. Der Versuch selbst, eindeutig bestimmen zu wollen, was einen guten Schüler ausmacht, offenbart Vorstellungen und nicht Fakten. Was einen guten Schüler ausmacht, ist von vielen Faktoren abhängig: Wen man fragt, wann man fragt und wo man fragt. Um dies zu

veranschaulichen, haben wir einige Leute gefragt und geben in einem Kapitel eine Übersicht über die Antworten, um die Vielfalt deutlich zu machen. Wir lesen die Antworten der Befragten nicht als mehr oder minder gültige Aussagen über gute oder weniger gute oder gar schlechte Schüler, sondern als Hinweise auf allgemein vorhandene Vorstellungen, wie sie eben zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort von bestimmten Menschen weitgehend geteilt werden. Und die Frage ist, ob diese Vorstellungen für das Zusammenleben der Erwachsenen und das zukünftige Leben der Kinder hilfreich sind oder eher nicht.

Zur Illustration zwei Beispiele.

Das erste betrifft den Titel dieses Buches: „Was ist ein guter Schüler?“ Zunächst fällt auf, dass hier scheinbar nur von Jungen die Rede ist. Man könnte auch fragen, was eine gute Schülerin sei oder ob es für die Frage, ob jemand gut als Schüler ist, einen Unterschied macht, ob es sich um einen Jungen oder um ein Mädchen handelt. Würde der Untertitel lauten: „Was ist eine gute Schülerin?“, so würden die meisten Leser vermuten, dass es um die Frage nach geschlechtsspezifischen Unterschieden geht. Würde der Titel lauten: „Was ist eine gute Schülerin, ein guter Schüler?“ käme ebenfalls diese Assoziation auf. Schließlich gäbe es noch die Möglichkeit, es so zu benennen: „Was ist ein(e) gute(r) Schüler/in?“. Wir würden für Verwirrung sorgen und lediglich darauf hinweisen, dass wir uns bemühen, politisch korrekt zu schreiben.

Wir haben uns für „Schüler“ entschieden, weil dies das Wort ist, mit dem nicht ein Geschlecht verbunden ist, sondern eine gewissermaßen bürokratische Zuordnung. „Schüler“ ruft die Assoziation hervor, dass es um Kinder in der Schule geht – unabhängig von ihrem Geschlecht. Dass diese Vorstellung so existiert, wie es in der Fall ist, hat historische Gründe. Der Schulbesuch ist historisch lange Zeit auf Jungen ausgerichtet gewesen. Dies hat sich – in Deutschland – erst seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu ändern begonnen.

Vorstellungen, wollen wir damit sagen, werden durch Sprache ausgedrückt aber auch durch Sprache geprägt.

Das zweite Beispiel stammt aus dem Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und SPD vom 27. 11. 2013.

Dort findet sich in der Präambel die Behauptung:

„Ausbau und Qualität von Kitas und Ganztagschulen verbessern den Bildungserfolg der Kinder“ (http://www.spd.de/scalableImageBlob/112790/data/20131127_koalitionsvertrag-data.pdf, S. 9)

Dafür gibt es keinen wissenschaftlichen Beleg. Es ist genau genommen eine Interpretation aus Daten ländervergleichender Studien, wobei der Zusammenhang zwischen Bildungserfolg der Kinder und Zahl und Qualität von Kitas und Ganztagschulen nicht belegbar ist. Eigentlich ist gemeint, dass die Koalitionsparteien die Zahl der Kindergärten und die Zahl der Ganztagschulen vergrößern wollen. Aus welchen Gründen auch immer. Hätte man wirklich die Qualität ansprechen wollen, so müssten dem konkrete Maßnahmen folgen. Das geht schon deshalb nicht, weil Bildungspolitik nach wie vor Ländersache ist und es zudem wohl auch viel Geld kostet. Was von dem Satz bleibt, ist eine unbewiesene Behauptung, die auch davon lebt, dass nicht gesagt wird, was man unter „Bildungserfolg“ verstehen soll. Verstehbar wird die öffentliche Funktion des Satzes, also seine Funktion, Vorstellungen über Bildung, Erziehung, Schule, Kinder und Gesellschaft in Gang zu setzen oder zu stärken, erst im Kontext der ganzen Argumentation:

„Bildung, Wissenschaft und Forschung sind Kernanliegen der Koalition. Sie sind die Grundlage um Teilhabe, Integration und Bildungsgerechtigkeit zu verwirklichen und unseren Wohlstand

auch für künftige Generationen zu erhalten. Deshalb wollen wir die Mittel für Bildung im Zusammenwirken von Bund und Ländern nochmals erhöhen. Ausbau und Qualität von Kitas und Ganztagschulen verbessern den Bildungserfolg der Kinder. “

Es geht um die nicht beweisbare These, dass Bildung, Wissenschaft und Forschung die Grundlage sind, um Teilhabe, Integration und Bildungsgerechtigkeit zu verwirklichen und unseren Wohlstand auch für künftige Generationen zu erhalten. Gemeint ist, ein Mehr an Bildung, Wissenschaft und Forschung. Man hätte auch schreiben können: Um Teilhabe, Integration und Bildungsgerechtigkeit zu verbessern wird die Koalition die Schere zwischen Armut und Reichtum verringern. Als ein Vorschlag, neben vielen möglichen anderen. Was wir hier zeigen möchten ist dies: Die These, dass der Ausbau von Kitas und Gesamtschulen den Bildungserfolg der Kinder fördere, klingt pädagogisch. Sie ist aber ökonomisch begründet. Das wird erst sichtbar, wenn man die Behauptung in den Zusammenhang stellt. Denn an dieser Stelle beschäftigt sich die Präambel eigentlich nicht mit der Frage eines guten Bildungserfolges, sondern mit der, wie der – angebliche – Wohlstand gesichert werden könnte. Und die Antwort lautet durch mehr Unterricht; sie lautet nicht: durch mehr Gerechtigkeit.¹

Beide Beispiele zusammen geben auch eine erste Antwort auf die Frage nach einem guten Schüler: Das ist ein Kind, dass sich bemüht, den Wohlstand der Bundesrepublik Deutschland zu sichern.

Meinungen über gute Schüler

Kristina T. (Studentin) 2006 auf der Grundlage von Unterrichtsbeobachtungen

Ein guter Schüler stellt keine Fragen, er antwortet. macht die Aufgaben, die man ihm aufträgt ohne zu hinterfragen, warum er es tun soll.
schreibt viel in die dafür vorgesehenen Hefte.
absolviert die Aufgaben in der von der Lehrerin vorgegebenen Zeit.
Fügt sich in den Kreis der Gruppe
Akzeptiert und respektiert die Lehrerin
Fällt der Lehrerin nicht ins Wort
Redet nicht ungefragt.

Sandra M. und Martina M. (Studentinnen) 2007 auf der Grundlage von Unterrichtsbeobachtungen

Ein guter Schüler
Stellt den Ranzen dort ab, wo er hin gehört.
wird für seine Anstrengung belohnt, nicht für das Ergebnis
setzt sich mit dem Rücken an die Stuhllehne
antwortet in allen Einzelheiten
reihet sich in eine Warteschlange ein

Frau S. – Mutter von Michelle 2006 einige Tage vor Schulbeginn

¹ Vgl.: Die Süddeutsche Zeitung, 11.12.2013
Von Sabrina Ebitsch
Die Recherche zum Koalitionsvertrag
So viel Agenda 2017 steckt in der schwarz-roten Bildungspolitik

Des ist eine gute Frage. Die die Grundkenntnisse beherrscht; das Grundrechnen, das Grundschieben. Ich denk, jeder schreibt anders und so wie die Kinder heute schreiben, so haben wir früher nicht geschrieben. Also von daher ... ja, was ist ein guter Schüler? Ich sag mal ein guter Schüler ist so Mittelfeld. Es müssen nicht lauter Einser sein, aber es müssen auch keine Vierer oder Fünfer sein. So zwischendrin ... das fände ich ganz gut.

Frau B. – Mutter von Annalena 2006 einige Tage vor Schulbeginn

Eine gute Schülerin. Eine gute Schülerin, ist also für mich nicht ein Kind, dass nur gute Noten bringt. Dass ist es eigentlich nicht. Eine gute Schülerin macht für mich beispielsweise aus, ein Kind, was gern zur Schule geht, was morgens freudig aus dem Haus geht und abends freudig wieder nach Hause kommt und sagt, ich hab was geleistet, egal was es geleistet hat. Das man das nicht nur an der Note fest macht, sondern an dem individuellen Spaß haben an der Schule.

Herr N. – Vater von Eduard 2006 einige Tage vor Schulbeginn

Ich glaube, er muss zuerst lernen zuzuhören und aufpassen und sich die Sachen merken. Und nicht streiten, nicht schlagen und so weiter, ja - und viele Freunde haben.

Frau und Herr H – Mutter und Vater von Samuel 2006 einige Tage vor Schulbeginn

Frau H.

Kreativ. Der bekommt eine Aufgabe oder er sucht sich eine Aufgabe. Erst mal hat er eine gewisse soziale Kompetenz, also er kann gut mit seinen Mitschülern umgehen und weiß sie auch zu nehmen, wenn er eine Arbeitsgruppe hat und er ist auch bereit, ihnen zu helfen und sie zu unterstützen. Das ist mal die eine Seite. Ein interessierter Schüler, ein neugieriger Schüler und einer, der sich selbst einschätzen kann. Sich selbst einschätzen zu können find ich total wichtig.

Herr H.

Ich finde die Frage ganz schwer. Vielleicht auch deshalb, weil ich 11 der 15 Jahre, die ich durch die Schule gegangen bin, eigentlich mit Sicherheit im allgemeinen Bild kein guter Schüler war. Ich war immer grottenschlecht und kurz vorm Sitzen bleiben und trotzdem finde ich war es so schlecht nicht. Ich habe eigentlich keine guten Noten gebraucht und ich habe meinen Schulfrust gehabt und ich habe auch viel Spaß dran gehabt und ich habe auch immer Fächer gehabt, in denen ich richtig gut war. Dann gibt so ein paar Überflieger, die helfen anderen, erklären den anderen etwas, setzen sich für Teamarbeit und so weiter ein und haben dann auch noch exzellente Noten. Aber das sind absolute Ausnahmerecheinungen. Das sind für mich hervorragende Schüler.

Frau S. – Mutter von Elena 2006 einige Tage vor Schulbeginn

Eine gewisse Offenheit und vor allem die Bereitschaft zu etwas Neuem.

Frau S. - Mutter von Anna 2006 einige Tage vor Schulbeginn

Das sie halt gut mitarbeiten .

Frau A - . Mutter von Mia 2006 einige Tage vor Schulbeginn

Oh Gott, die sich gut in der Schule einfügt, die gut mitmacht, die an vielem teilnimmt, die sich einfach gut integriert, im Unterricht gut mitkommt, jetzt nicht hinterherhinkt aber auch nicht groß auffällig wird.

Frau J. - Mutter von Julian 2006 einige Tage vor Schulbeginn

Das ist eine gute Frage. Ich denke, jedes Kind ist auf seine Art gut. Der eine kann das besser, der andere kann das besser.

Frau M. - Mutter von Melanie 2006 einige Tage vor Schulbeginn

Eine gute Schülerin ist fleißig und lernt gut. Wenn sie ein Fach nicht so gut beherrscht, dass sie sich dran setzt. Wenn sie z.B. in Mathe schwach ist, lernt sie extra, damit sie sich verbessert und nicht sagt: Das kann ich nicht, das mach ich nicht!

Herr P. - Vater von Moritz 2006 einige Tage vor Schulbeginn

Jemand der im Grunde genommen motiviert die Angebote, die er bekommt ausprobiert, annimmt; nicht blockiert, mit einem gewissen Anstand andere neben sich gelten lässt. Also im wesentlichen bezieht sich das eigentlich auf das Sozialverhalten. Also ob jetzt einer beim Diktat viele Fehler macht oder wenige, ist, denke ich, zumindest nebensächlich.

Herr S. - Vater von Keno 2006 einige Tage vor Schulbeginn

Also für mich gibt's keinen guten Schüler. Für mich gibt's Schüler, die selbstbewusst sind, die Spaß am Lernen haben, die aktiv versuchen, Dinge zu gestalten, zu entwerfen. Weil, was man hinter der Plattitüde des guten Schülers im allgemeinen versteht, ist ja jemand, der feine Noten mit nach Hause bringt, der durch dieses Schulsystem sich richtig hindurch bewegt. Für mich gibt's nicht den guten Schüler nach dieser tradierten Beschreibung. Für mich gibt's einen guten Schüler, der ist selbstbewusst, der hat Spaß an seiner persönlichen Entwicklung, am Lernen, am Gestalten, am Entwerfen. Das ist ein guter Schüler. Und ob er dabei auch besonderen Notenerfolg hat, das stellt sich meines Erachtens dann auch automatisch ein und wenn es das nicht täte, dann ist das auch in Ordnung.

Interpretation einer Studentin der Antworten der Eltern von Keno auf die Frage, was ein guter Schüler sei, im Wissen um alle Antworten auf alle Fragen

Kenos Eltern, Herr und Frau S. haben außer ihm noch zwei Kinder. Der älteste Sohn ist schon seit längerem in der Schule. Die Eltern haben somit die Prozedere der Einschulung und die ersten Jahre schon einmal erlebt und meinen daher schon erfahren zu sein. Diese Erfahrung betonen sie auch immer wieder während des Interviews. Für sie, besonders für den Vater, sind die Voraussetzungen, die ein guter Schüler haben sollte, ein gesundes Selbstbewusstsein und Interesse am Wissenserwerb, vieles andere scheinen sie und hier besonders die Mutter der Art und Weise der Lehre und der Schule zuzuschreiben. Ein guter Schüler scheint ihrer Meinung nach auch von der Unterstützung der Eltern abzuhängen. Die Mutter macht sich extrem viele Gedanken, liest zum Teil sogar Fachliteratur über verschiedene Lehr- und Lernmethoden und versucht auch durch ihr Mitwirken und Intervenieren in der Schule für ihre Kinder die ihrer Meinung nach optimalen Bedingungen zu schaffen. (So kritisiert sie z.B. vehement das Fehlen eines Lautes in der Anlauttabelle.) Der Vater hingegen denkt, man sollte auch etwas Vertrauen haben. Hausaufgaben sind ihnen wichtig. Sie gehören für die Eltern von Keno dazu, um Gelerntes zu wiederholen und zu vertiefen. Bei Fehlern bei den Hausaufgaben fühlt die Mutter sich dem Kind gegenüber verpflichtet, die Hausaufgaben zu verbessern. Sie denkt ein (guter) Schüler will von Anfang an alles richtig machen; sie hält es für unsinnig und lehnt es ab, den Schüler

erst etwas falsches lernen zu lassen, deswegen kritisiert sie im Interview die Empfehlung der Schule, die Kinder in der Rechtschreibung vorerst nicht zu verbessern.

Der Vater betont als besonders wichtig die Selbstständigkeit eines Schülers; er sollte Freude am eigenständigen Arbeiten haben. Die Aufgabe der Lehrer bestehe vor allem darin, die Freude am Lernen zu fördern und die Kinder zu begleiten. Kenos Eltern bemängeln, dass die musischen Fächer, die ihrer Meinung nach den Schüler zur Kreativität anregen, zu kurz kommen. Diese Denkanstöße könnten von einem guten Schüler zur Weiterentwicklung fächerübergreifend genutzt werden. Der Vater ist, wie er im Interview auch sagt, der Meinung, dass nicht direkt die guten Noten einen zum guten Schüler machen, seien aber die oben genannten Voraussetzungen gegeben, würden sich diese Noten meist als positive Begleiterscheinung irgendwann wie von selbst einstellen.

Was uns beim Lesen der Elternantworten vor allem aufgefallen ist, ist ein merkwürdiger Widerspruch. Die Eltern, von denen es heißt, sie seien „bildungsnah“, legen Wert auf die Selbstständigkeit und die Motivation ihrer Kinder und sagen, dass dann die Schulleistung nicht so wichtig sei oder sich von allein ergebe. Eltern, die üblicherweise als „bildungsfern“ bezeichnet werden, legen Wert auf Disziplin und Anstrengung und rücken die Noten in das Zentrum ihrer Betrachtung. Wenn man unterstellt, dass die Frage an die Eltern für diese sehr gefährlich ist, dann kann man vermuten, dass die Eltern in ihrer Antwort berücksichtigt haben, was sie denken, was man einem Fragenden auf eine solche Frage antworten sollte, was also gerade als kulturell oder gesellschaftlich erwünscht angesehen wird. Wenn man weiter entlang von Bildungsferne oder Bildungsnähe schaut, so kann man unterstellen, dass die bildungsnahen Eltern eher als die bildungsfernen Eltern die politisch angemessenen Antworten kennen.

Kinder in einem Kindergarten – interviewt von einer Studentin. Die Frage war: Wann ist man ein Schulkind? 2006

J. (4 Jahre, Mädchen):

Erst ist man ein Kindergartenkind, dann lange Schulkind, dann lange Mama und dann alte Oma.

Studentin: Was macht man in der Schule?

M. (5 Jahre, Mädchen): In der Schule muß man brav sein, sonst muß man raus vor die Tür.

S. (6 Jahre, Mädchen): In der Schule lernt man Lesen, Schreiben und man malt dort.

H. (3 Jahre, Mädchen): In der Schule lernt man, und im Kindergarten spielt man.

Ein guter Schüler lernt mit dem Computer

Anfang Mai 2009 besuchte ein Bundestagsabgeordneter der CDU eine Kindertagesstätte in Fürth, einem Ort im Odenwald mit etwas mehr als 10 000 Einwohnern, die mehrheitlich CDU wählen. Man kann fragen, was einen vielbeschäftigten Bundestagsabgeordneten dazu bringt, mehrere Stunden für den Besuch von Kindern in einem relativ kleinen Ort zuzubringen. Michael Meister, so der Name des Abgeordneten, war 2009 unter anderem stellvertretender Vorsitzender der CDU/CSU-Fraktion und ist seit 2010 Mitglied im Bundesvorstand der CDU-Deutschland. Sicher, es war Vorwahlzeit. Die Bundestagswahl fand Ende September 2009 statt.

Neben anderen Gründen, von denen wir nichts wissen, kann man als einen Grund vermuten, dass es Herrn Meister darum ging, dass über ihn positiv berichtet wird. Und das war der Fall. Eine Darmstädter Zeitung, das Darmstädter Echo veröffentlichte am 6. Mai 2009 den folgenden Beitrag.²

² Der Beitrag ist nicht mehr auf der homepage der Zeitung zu finden. Ursprünglich unter http://www.echo-online.de/kundenservice/a_detail.php3?id=744000. Zugriff am 26. 10. 2009. Drei Rechtschreibfehler der Vorlage wurden bei der Abschrift korrigiert.

„Schlaumäuse für die Kita

Bildung: Neue Lernsoftware soll Übergang von Kindertagesstätte zur Grundschule erleichtern – Auf virtuellem Spielplatz die deutsche Sprache entdecken.

FÜRTH. Mit großen Augen betrachteten die drei- bis sechsjährigen Kinder der Schwester-Theresia-Kindertagesstätte in Fürth den Bundestagsabgeordneten Michael Meister (CDU). Er überreichte im Beisein von Fürths Bürgermeister Volker Öhlenschläger und Pfarrer Dieter Wessels eine speziell für Kinder entwickelte Sprach-Lernsoftware.

Die Leiterin der Kindertagesstätte, Karin König-van den Boon, begrüßte den stellvertretenden Vorsitzenden der DCDU/CSU Bundestagsfraktion und erklärte den Kindern, dass Meister kein Arzt sei, sondern ein Doktor der Zahlen. Dass auch die Kinder die Zahlen beherrschten, zeigten sie, in dem sie auf 20 zählten.

Je besser Kinder auf die Anforderungen der Schule vorbereitet werden, desto höher sind die Chancen auf eine gute Bildung. Eine wichtige Basis dafür ist die Beherrschung der deutschen Sprache. Um diesen Spracherwerb zu verbessern hat Microsoft gemeinsam mit dem Bundesfamilienministerium, dem Cornelsen-Verlag und der Computer-Lern-Werkstatt der TU Berlin die Bildungsinitiative „Schlaumäuse – Kinder entdecken Sprache“ ins Leben gerufen. Herzstück dieser Initiative ist die Lernsoftware, mit der Kinder auf einem virtuellen Spielplatz die deutsche Sprache entdecken, ausprobieren und erlernen können.

Natürlich verfügt der Kindergarten bereits über einen Computer. Gerade in den Sommermonaten spielen die Kinder aber lieber im Freien als am Bildschirm. König-van den Boon hofft, mit der Lernsoftware die Kinder noch besser auf die Schule vorzubereiten.

Die Sprachvoraussetzungen der Kinder sei unterschiedlich, jedoch hätten gerade Familien mit Migrationshintergrund großes Interesse daran, dass ihre Kinder gut Deutsch lernen. Der Kontakt zu den Grundschulen sei ja sehr gut.

Fürths Bürgermeister Öhlenschläger bestätigte, dass der Übergang von Kindergarten in die Schule bei den meisten Kindern sehr gut funktioniere. Seine Tochter habe im letzten Sommer den Wechsel von der Kindertagesstätte zur Grundschule problemlos bewältigt.“

Es gibt eine Reihe von Behauptungen in dem Text. Einige lassen sich dem Text wörtlich entnehmen:

- *Je besser Kinder auf die Anforderungen der Schule vorbereitet werden, desto höher sind die Chancen auf eine gute Bildung.*
- *Eine wichtige Basis in Bezug auf die Anforderungen der Schule ist die Beherrschung der deutschen Sprache.*
- *Familien mit Migrationshintergrund haben großes Interesse daran, dass ihre Kinder gut Deutsch lernen*

Andere Behauptungen muss man eher erschließen:

- *Es wird behauptet, dass Kinder mit einer Lernsoftware eine Sprache entdecken, ausprobieren und lernen können.*
- *Es wird behauptet, dass die Lernsoftware einen Spielplatz biete – und dieser sei im Winter attraktiver als der Spielplatz im Freien.*

Weiteren Behauptungen unterliegen im Kern nicht formulierte Vorstellungen. Der Satz „*Natürlich verfügt der Kindergarten bereits über einen Computer*“ unterstellt, dass es zur Norm von Kindergärten gehört, Computer zu haben.

Ohne Begründung wird der davon ausgegangen, dass die Schule die Anforderungen bestimmt und dass sich Eltern und Kindertagesstätten nach diesen Anforderungen richten müssen, wenn sie ihren Kindern die Chance auf eine gute Bildung bewahren möchten. Die Formulierung,

dass die Erzieherin hofft, „mit der Lernsoftware die Kinder noch besser auf die Schule vorzubereiten“ enthält die Botschaft, dass sie es bereits jetzt tut. Damit wird als zentrale Aufgabe des Kindergartens die Vorbereitung auf die Schule herausgestellt.

Dass dies nicht so ganz einfach ist, aber doch zu dem pädagogischen Geschäft der Erzieherin gehört, ergibt sich aus dem in dem Artikel mitgelieferten Kindheitsbild. Die Kinder, so heißt es, spielten im Sommer lieber im Freien. Nach diesen Wünschen muss sich die Erzieherin auch ein wenig richten, denn es geht ja nicht darum, die Kinder zu drangsalieren, sondern darum, ihnen das, was sie tun sollen, so anzubieten, dass sie es auch tun möchten. Und wenn man unterstellt, dass Kinder gerne spielen, dann wird die Datenbank der Lernsoftware eben als „Spielplatz“ deklariert, auch wenn – unter Erwachsenen formuliert – jeder natürlich weiß, dass Kinder dabei spielend das lernen sollen, was sie lernen sollen. Diese doppelte Figur der Kinder wird schon am Beginn des Artikels angesprochen.

Die Kinder kennen nur den Arzt als Doktor. Michael Meister ist promovierter Mathematiker. Der Satz *Dass auch die Kinder die Zahlen beherrschten, zeigten sie, in dem sie auf 20 zählten* enthält eine doppelte Ansprache. Er ist einerseits aus der Sicht der Kinder formuliert, die vielleicht stolz bis 20 zählten und er spricht andererseits Erwachsene an, die wissen, dass es einen großen Unterschied gibt, zwischen dem, was die Kinder denken und dem, was die Erwachsenen denken. Konkret: Wer stolz darauf ist, bis 20 zählen zu können, weiß noch nicht, dass die anderen wissen, dass er noch sehr viel lernen muss. Die Kernbotschaft lautet, dass Kinder noch vieles lernen müssen und dass man ihnen dies mehr oder minder spielerisch abverlangen wird. Die Kinder werden gleichzeitig klein gehalten und romantisiert. Wer nur den einen Doktor kennt, ist noch herzergreifend unschuldig.

Zusammengefasst kann man sagen, dass der wenige Zeilen lange Zeitungsbeitrag drei Kernbotschaften enthält, deren Richtigkeit nicht erwiesen ist – oder genauer gesagt – über die man nachdenken müsste.

Die erste lautet: Der Kindergarten soll die Kinder auf die Schule vorbereiten

Der zweite lautet: Dies gelingt besser mit einer Technik, die Kindern als spielerische dargeboten werden kann.

Die dritte lautet: Kinder müssen sehr viel lernen und dazu muss man sie motivieren.

Man könnte auch sagen, dass die Schule sich auf jene Lernprozesse stützen sollte, die die Kinder vom Kindergarten mitbringen. Man könnte auch sagen, dass die Vermischung von spielen und lernen, dem Lernen schadet. Es also wichtig wäre, Kindern den Unterschied zwischen Spielen und Lernen von früh an nahe zu bringen. Und man könnte sagen, dass man Kinder nicht motivieren muss, dass man aber eine Umgebung schaffen sollte, die motivierend ist.

Die drei genannten Thesen, die der Artikel enthält sind weit verbreitet. Wer deutlich macht, dass er sie nicht teilt, gibt ein schlechtes Bild ab. Dies meinen wir genau so: Es geht nicht um Argumente, nicht um Sachlichkeit und Wissenschaftlichkeit. Solche Vorstellungen, wie die oben genannten, produzieren Bilder und diese werden mit Gefühlen und Wertungen verbunden. Wer nicht für Computer im Kindergarten ist, gilt als altmodisch: Wer Kindern unterstellt, auch selbst lernen zu wollen, gilt als romantisch und weltfremd. Und wer meint, das kleine Kinder vor allem spielend sich und die Welt kennen lernen sollten, gilt als unsozial, weil er gerade den benachteiligten Kindern die Möglichkeit zu einem Bildungsaufstieg vorenthält. Die oben genannten Behauptungen muss man eben deshalb nicht diskutieren, weil sich – fast – alle über ihre Gültigkeit einig sind. Man könnte nun historisch fragen, wo diese Einigkeit herkommt. Wir wollen dies hier nicht tun, sondern fragen, wie es

geschieht, dass diese blinden Vorstellungen als solche am Leben erhalten und immer wieder bestätigt werden. Wir tun dies, indem wir an diesem Beispiel der Frage nachgehen, wie hier welche Interessen so miteinander verknüpft sind, dass die jeweils Beteiligten unter Berufung auf den allgemeinen Konsens für sich eine positive Belohnung erhoffen können.

Im Jahre 2003 gründete Microsoft die Initiative „Schlaumäuse – Kinder entdecken die Sprache.“ Deshalb könnte man auch sagen, dass Herr Meister im Auftrage von Microsoft nach Fürth gefahren ist. Andererseits war auch das Familienministerium beteiligt, so wie ein großer Schulbuchverlag und ein Institut an der Technischen Universität Berlin, das das Lernprogramm eingesetzt hat und den Erfolg der Lernsoftware mit einer Begleituntersuchung bestätigt hat.³

Herr Meister war nicht der einzige, der Schlaumäuse in die Kindertagesstätten brachte. Sein Bundestagskollege, der CDU Abgeordnete und parlamentarische Staatssekretär Steffen Kampeter ging am 14. April 2010 vor Kindern in Rhaden auf die Knie. In seiner Begleitung waren ein ortsansässiger Unternehmer und ein Vertreter von Microsoft. Der Unternehmer spendierte die hardware, nämlich zwei Rechner und über Microsofts Anteil heißt es in dem Artikel der „Neuen Westfälischen“ „der Software-Konzern spendierte der Kita das Lese-Lernprogramm "Schlaumäuse".⁴

Mittlerweile sind ein weiteres Institut und ein weitere Medienfirma beteiligt.

Auf der homepage von Microsoft findet sich der folgende Text:

„Die Schlaumäuse-Initiative

In Bildung investieren, um Zukunftschancen zu verbessern

Im Jahr 2003 gründete die Microsoft Deutschland GmbH die Initiative „Schlaumäuse – Kinder entdecken Sprache“, um Kindertagesstätten bei der Förderung der Sprachkompetenz von Vorschulkindern zu unterstützen.

Eigens dafür wurde eine Lernsoftware entwickelt, mit der Kinder bereits im frühen Alter spielerisch die Welt der Sprache entdecken können. Inzwischen liegt eine dritte, vollständig überarbeitete Version der beliebten Schlaumäuse vor. Microsoft führt damit sein soziales Engagement fort und setzt sich gezielt für bessere Zukunftschancen von jungen Menschen ein.“

(http://www.schlaumaeuse.de/Initiative/Ueberblick/1037_Ueber_die_Initiative.htm) 23. 12. 2013

Nicht gesagt wird, was wir hier nur andeuten wollen: Mit dem Beginn des Einzuges von Computern in den Unterricht wurde in vielen Kultusministerien die Hoffnung verbunden, die Schule gegenüber privaten Investoren zu öffnen. Das Konzept lautete: „private-public-partnership“. Staat und Privatwirtschaft sollten in Schulen investieren. Das war besonders naheliegend für den Computerbereich. Es bedürfte neuer Geräte, neuer Software, einer technischen Betreuung der Einrichtung und Unterhaltung der Geräte und einer Einweisung von Lehrerinnen und Lehrern in den Umgang mit Computern. Zum Teil wurde viel Geld aufgebracht für die Einrichtung eigener Computerräume und die Vernetzung von Geräten. Unter anderem zwei private Partner engagierten sich in Deutschland: Microsoft und die

³ Institut für Sprache und Kommunikation der TU Berlin: <https://www.clw.tu-berlin.de/menue/forschung/schlaumaeuse/>. (14. 12. 2013)

⁴ http://www.nw-news.de/owl/kreis_minden_luebbecke/luebbecke/luebbecke/?em_cnt=3493738&set_style=0 (14. 12. 2013)

Halbleiterfirma „Intel“. Beide auch sicher deshalb, weil die Schulbehörden nun dafür sorgten, dass die Markennamen beider Firmen sich durchsetzen konnten. Und nicht nur der Name;: Wer sich jetzt die Schlaumäuse auf seinen PC laden will, braucht eine neue Windows Version als Betriebssystem.

Was nicht geschah – und bis heute nicht geschieht – ist eine glaubhafte Aus- und Fortbildung von Lehrerinnen und Lehrern nicht zu dem Umgang mit Computern, sondern zu den Möglichkeiten, ihn pädagogisch sinnvoll einzusetzen.

Was wir sagen wollen ist: Die unbewiesene Behauptung, dass Lernsoftware für Lernprozesse geeignet sei, war im Interesse der großen Computerkonzerne und im Interesse der Kultusministerien. Der Kultusministerien eben deshalb, weil sie eigentlich viel Geld für die Fortbildung von Lehrern hätte ausgeben müssen.

Die Schlaumäuse Software wurde 2003 zusammen mit der ComputerLernWerkstatt der Technischen Universität Berlin und dem Cornelsen Verlag entwickelt. Die Wissenschaftlerinnen an der Technischen Universität Berlin sahen vermutlich in der Kooperation eine Chance, ihr pädagogisches Konzept umsetzen können. Zudem wurde eine sogenannte wissenschaftliche Begleitung bezahlt. In ihrem Abschlußbericht über die wissenschaftliche Projektbegleitung zur Bildungsinitiative von Microsoft Deutschland und Partnern „Schlaumäuse – Kinder entdecken Sprache“ schreiben Prof. Barbara Kochan und Dipl.-Päd. Elke Schröter von der ComputerLernWerkstatt:

Das Lernkonzept Entfaltendes Lernen nimmt Kinder als (Sprach-)Lerner ernst und traut deshalb auch schon sehr jungen Kindern zu, eigenständig-kooperativ komplexere sprachliche Aufgabenstellungen zu bewältigen. Dabei sollten diese in einer schriftkulturell gestalteten Lernumgebung von den Kindern frei gewählt werden dürfen, damit sie weitestgehend auf deren Interesse stoßen.

https://www.clw.tu-berlin.de/uploads/media/Abschlussberichtfinal_lang.pdf

Man kann die Metapher des „Entfaltenden Lernens“ so interpretieren, dass die Umgebung eines Kindes derart gestaltet sein soll, dass sich das Kind darin entfalten kann, also ein großes Angebot an Lernmöglichkeiten bekommt und daraus nach seinen eigenen Vorstellungen Interessen auswählen kann. Das Konzept des Entfaltenden Lernens richtet sich an Erzieher und deren Verständnis von Lehren und Lernen. Deshalb schreiben die Autorinnen auch: „Entfaltendes Lernen ist ein pädagogisches Konzept, keine Methode.“ Nun richtet sich die Lernsoftware nicht an Erzieher, sondern an Kinder. Und: Ein wichtiger pädagogischer Gedanke des Konzeptes geht davon aus, dass diese entsprechend gestaltete Umgebung für alle Kinder vorhanden ist und dass diese im Miteinander lernen. Kurz: Entfaltendes Lernen setzt auf soziale Lernprozesse. Vor einem Computer sitzen Kinder aber nun einmal allein oder höchstens zu zweit.

Man kann davon ausgehen, dass es möglicherweise ein Spannungsverhältnis gibt zwischen einem pädagogischen Konzept, das sich an die Erzieherinnen richtet und einem technischen Konzept, das mit großem rhetorischem Aufwand zu einer zu entdeckenden Landschaft umgedeutet wird:

Mit der Schlaumäuse-Software können sich die Kinder die stumme Schrift – auch die selbst eingetippte – anhören. So können sie z.B. Laut-Buchstabe-Beziehungen unabhängig von schriftkundigen Erwachsenen explorieren. Dazu bietet die Software digitale Werkzeuge an wie die sprechende Tastatur, die sprechende schreiblerntabelle oder die Flüstertüte (Sprachsynthese) in der Textverarbeitung, die den Kindern eigene Verschriftungen auf Wunsch vorliest. Hinzu kommt eine durchgehende Vorlesefunktion. Über den Gebrauch der

digitalen Werkzeuge bestimmen die Kinder selbst. Dadurch wird eine Individualisierung der Software durch das Kind ermöglicht, so dass jedes Kind von seinem aktuellen Niveau aus Lernfortschritte machen kann. Dies gilt auch für Kinder nichtdeutscher Herkunftssprache, die noch erhebliche Probleme mit der deutschen Sprache haben. Fortschritte können auch gemacht werden, wenn die Kinder eine falsche Lösung eingeben, denn das implementierte Fehlerhandling klassifiziert die Eingaben nicht nur nach richtig und falsch, sondern gibt Anregungen zum erneuten Explorieren des Lernstoffs. Dadurch bilden sich notwendige Lernstrategien (nicht nur Wissensbestände) aus. Außerdem ist die Software kommunikations- und kooperationsanregend und gibt Anregungen für Sprachaktivitäten auch jenseits des Computers.
(https://www.clw.tu-berlin.de/uploads/media/Abschlussberichtfinal_lang.pdf)

Vielleicht stimmen die Behauptungen sogar. Wir können es nicht nachprüfen, weil dieses alte Programm nicht mehr zur Verfügung steht. Aber das interessiert uns hier auch nicht. Wir fragen nach den Interessen. Und das Interesse lautet hier: Auftragsforschung. Die Wissenschaftler der Technischen Universität Berlin haben das Programm entwickelt und selbst evaluiert. Oder anders gesagt: sich selbst beurteilt. Man kennt dies von den Rating-Agenturen, die sich auch von den Firmen bezahlen lassen, die sie begutachten. Ähnlich war dies auch hier. Methodisch wurde so vorgegangen:

„Die Studie fragt also danach, welche Fähigkeiten sich die Kinder nach Meinung von Personen angeeignet haben, die ihnen im Alltag nahe stehen. Die Daten wurden durch standardisierte Befragungen mittels Fragebögen sowie mittels teilnehmender Beobachtungen erhoben. Darüber hinaus wurden Berichte der Erzieherinnen ausgewertet. Zusätzlich wurde gemessen, welche Module der Schlaumäuse-Software die beteiligten Kinder wie oft nutzten.“
(https://www.clw.tu-berlin.de/uploads/media/Abschlussberichtfinal_lang.pdf)

Das ist so als würde man müde Kinder fragen, ob sie nicht lieber ins Bett gehen wollen. Eine Einrichtung, die mit dem Programm belohnt wurde, und die mit ihrer Teilnahme dokumentiert, wie fortschrittlich sie in bezug auf Neue Medien ist, wird kaum schlecht über das Geschenk reden.

Skeptisch machen kann auch die Ankündigung des Cornelsen Verlages. Dort sind die Schlaumäuse eine Verbindung mit einem Schulbuch eingegangen: „LolliPop und die Schlaumäuse. Kinder entdecken die Sprache“. Es kostet 27 Euro.

Cornelsen wirbt nun ganz und gar nicht mit „entfaltendem Lernen“, sondern mit Tests und mit Übungen:

„Zur Vorbereitung auf den Sprachtest zur Einschulung
Über 200 Übungen auf unterschiedlichen Lernniveaus
Vorbereitend für das Lesen- und Schreibenlernen
Mit individuellem Einstufungstest“
(<http://www.cornelsen.de/home/katalog/titel/9783060807055>)

„Die aktuelle und dritte Version der Schlaumäuse-Software wurde gemeinsam mit dem neuen Partner Helliwood media & education entwickelt und realisiert. Die technische und inhaltliche Entwicklung der neuen Version erfolgte in enger Zusammenarbeit mit Microsoft und mit der Universität Erfurt. Die Universität übernahm unter der Leitung von Prof. Dr. Gerd Mannhaupt die wissenschaftliche Begleitung, wobei auch die Ergebnisse von mehreren Testanwendungen in verschiedenen Kindertagesstätten einbezogen wurden.“
(http://www.schlaumaeuse.de/Initiative/Ueberblick/1037_Ueber_die_Initiative.htm)

Auch Prof. Dr. Mannhaupt wurde für eine wissenschaftliche Begleitung der nun neuen Version gewonnen. Auf seiner homepage kann man lernen, dass auch er die Entwicklung und die Erprobung der software begleitet hat und zwar zusammen mit Studierenden. Aus Anlass des Besuchs von Microsoft-Chef Steve Ballmer, der vor rund 150 hochrangigen Vertretern aus Politik, Wirtschaft und Medien seine Vision vom Lernen der Zukunft neue Windows 8 basierte „Schlaumäuse“-Lernsoftware vorgestellt hat gab Herr Mannhaupt eine Presserklärung heraus. Wir zitieren ein längeres Stück, weil es ein Beispiel für die Qualität von Argumentationen darstellt:

„Der Experte für frühkindliche Bildung ist überzeugt, dass sich die sprachlichen Fähigkeiten von Vorschulkindern durch den Einsatz geeigneter Lernsoftware deutlich verbessern lassen: „Die Kitas berichten regelmäßig über sehr gute Lernerfolge mit den ‚Schlaumäusen‘. Mit ihrem didaktischen Konzept beweist die Microsoft-Initiative ‚Schlaumäuse – Kinder entdecken Sprache‘ seit Jahren, dass IT in der frühkindlichen Bildung sinnvoll eingesetzt werden kann. Die Kinder entdecken die Welt der Sprache intuitiv und selbstbestimmt – und üben ganz nebenbei den Umgang mit dem PC“. Wie aber kann der Einsatz von Computern oder neuen Medien helfen, die Sprachfähigkeiten von Kindern zu verbessern? „Lern-Programme regen Kinder zu sprachlichem Handeln an und geben daraufhin Rückmeldung“, erklärt Professor Mannhaupt. Auf Kollegen, die jede Art von modernen Kommunikationstechnologien im Vor- und Grundschulalter kategorisch ablehnen, entgegnet der Bildungsexperte: „Auch dem Buch ist einst vorgeworfen worden, dass Kinder sich damit sozial isolieren.“

Es mag sein, dass es zu allen Zeiten eine unreflektierte Kritik gegen Neuerungen gab. Die Tatsache aber, dass sich hier möglicherweise etwas wiederholt, sagt nichts darüber aus, ob mit dem Schlaumäuseprogramm wirklich die Sprachfähigkeiten der beteiligten Kinder verbessert wurden.

Wissenschaftlich gesehen ist dies nämlich kaum beweisbar.

Was bleibt ist die Frage nach dem Unterschied von Wissenschaft, Konzernen und Politik.

Jochen Krautz gibt zunächst aus dem Konzept zitierend darauf die folgende Antwort:

"Von diesem Simpel-Konzept werden die Lösungen aller pädagogischen Probleme erwartet: Man könne `bereits Kinder im Vorschulalter spielerisch zum Lernen motivieren (...) ohne sie unter Leistungsdruck zu setzen´. `Die Kinder brauchen nicht mehr Erwachsene bitten: `Lies mir das mal vor´. Durch die Schlaumäuse haben sie einen direkten Zugang zur Schrift und werden unabhängig von Eltern, Erziehern und anderen Erwachsenen." (Kurzbericht: "Projektbegleitung der Microsoft-Bildungsinitiative Schlaumäuse - Kinder entdecken Sprache", <http://www.schlaumaeuse.de/bildungsinitiative/begleittexte.html>, 30.4.07)

Ein dreifacher Gewinn also: Man zerstört die persönlichen Beziehungen zwischen Kind und Erwachsenen, diffamiert die Lehrer, weil sie die Kinder schlechter als das Programm behandeln würden, gewöhnt schon die Kleinsten als künftige Kunden frühzeitig an die Microsoft-Welt. Und als vierter Gewinn wird deutlich: Was Microsoft an Absatz gewinnt, spart der privatisierte Staat an Erzieherstellen ein, denn das Programm kann dies ohnehin besser."

Krautz, Jochen (2007): Ware Bildung. Schule und Universität unter dem Diktat der Ökonomie. Kreuzlingen/München: Hugendubel, S. 185)

Ein guter Schüler hat etwas Angst vor der Schule

Der Schulanfang gilt vielfach als Krisensituation, wobei in der Regel nicht vergessen wird darauf hin zu weisen, dass man an Krisen scheitern kann aber auch gestärkt hervorgehen. Deshalb wohl gibt es eine Vielzahl von Büchern und Broschüren zum Schulanfang. Es gibt Ratgeber für Eltern, wissenschaftliche Untersuchungen und Konzepte und es gibt Bücher, die die Eltern den Kindern vorlesen sollen, die alsbald eingeschult werden. Man kann sie als Ratgeber für Kinder wie für Eltern lesen. Ratgeber liest man nur, wenn man glaubt, ein Problem zu haben. Anders herum gibt es keine Ratgeber ohne ein Problem, denn sonst würde sie niemand kaufen. Ratgeber raten also zu Lösungen von Problemen, die sie zum Teil erst selbst geschaffen haben.

Für die Eltern von Schulanfängern gibt es vor allem ein Problem. Das Kind soll sich einerseits von den Eltern lösen und nicht etwa am Tag der Einschulung vor Kummer weinen.

Gleichzeitig aber wäre man aber doch irritiert, wenn das eigene Kind fröhlich und ohne zurückzuschauen nun seinen eigenen Weg gehen würde. Etwas problematisch muss der Schulanfang nun für die Kinder doch sein. Der Schulanfang als „Ernst des Lebens“ ist heute weitgehend tabuisiert. Und aufgeschlossene Eltern wissen auch, dass die Schule heute ganz anders ist als früher, als man noch selbst zur Grundschule ging – also etwa im Jahre 1990. Also muss der Schulanfang als eine Krise dargestellt werden, die man gut meistern kann. Dies ist das Grundmotiv in vielen Büchern, die Kindern, die bald eingeschult werden zu ihrer und vor allem wohl zur Beruhigung ihrer Eltern vorgelesen werden sollen. Im Kern gibt es im Sinne der Krisenbewältigung drei Versprechen:

Erstens: Die Kinder bekommen eine Schultüte mit Geschenken

Zweitens: Die Kinder dürfen mit ihren Freunden oder Freundinnen zusammen die gleiche Klasse besuchen.

Und drittens: Alle Grundschullehrerinnen sind nett und die wenigen Lehrer, von denen die Rede ist, übrigens auch.

In deutschsprachigen Büchern verweist man erst auf die Notwendigkeit Angst zu haben und dann auf Helfer, mit denen die Angst bewältigt werden kann. In den deutschen Büchern und Geschichten für Kinder ist noch immer jene Figur vorhanden, die auch das berühmteste deutsche Kindergedicht bestimmt. An seinem Schluss heißt es: „Aber Mama weinet sehr, da besinnt sich das Kind und läuft nach Haus geschwind“. Nun kann man zu Hause nur schwer etwas über die Welt lernen.

Ein guter Schüler ist das, was wir glauben, was ein guter Schüler ist

In den letzten zwei Jahrzehnten ist die deutsche Bildungslandschaft weitaus stärker verändert worden als es auf den ersten Blick erscheint. Am auffälligsten sind die flächendeckende Einrichtung von Kindergärten; eine Studierendenquote von fast 50 %, die Durchsetzung eines Ganztagsangebotes an fast allen Schulen, die weitgehende Abschaffung der Hauptschule. Keine der wesentlichen Veränderungen sind wirklich diskutiert worden oder wirklich in seinen Auswirkungen erforscht. Letzteres ist eigenartig, weil gleichzeitig mit den großen Veränderungen auch das begonnen hat, was man empirische Bildungsforschung nennt. Dies hat eigentlich zum Ziel, auf der Grundlage empirischer Daten Aussagen über die Qualität von Bildungsangeboten zu machen und wissenschaftlich zu begründen, warum man welche bildungspolitischen oder pädagogischen Maßnahmen treffen sollte. Sagen lässt sich, dass sich für die großen Veränderungen gesellschaftliche und politische Gründe nennen lassen. Aber keine dieser Veränderungen wurde erst gründlich erprobt und dann durchgeführt. Übertragen auf den medizinischen Bereich würde dies bedeuten, dass neue Arzneien an vorhandenen Patienten ausprobiert werden und man am Ende – meistens – zusammen zählt, ob die Mehrzahl der Patienten sich nach Einnahme des Medikamentes besser fühlt oder nicht. Eigenartig ist diese Doppelbewegung: Fast zeitgleich mit grundlegenden Veränderungen im

Bildungssystem geschieht ein Wechsel, den Experten als Wechsel vom „in put“ zum „out put“ bezeichnen. Mit „out put“ ist gemeint, dass empirisch untersucht werden soll, ob eine Maßnahme effektiv ist oder nicht. Beantwortet wird diese Frage nicht durch eine Analyse der Maßnahme, sondern der Ergebnisse. Das gibt es häufig auch in der Medizin: ein Medikament wirkt, aber man weiß nicht warum. Das empfinden Mediziner allerdings als großes Problem. Aus der Sicht der neueren „out put“ Steuerung ist die „in put“ Steuerung veraltet. Begründet wird dies damit, dass man aus pädagogischen und philosophischen Debatten die mit der Frage nach einer guten Pädagogik verbunden waren, keine brauchbaren Antworten bekäme. Wir sehen dies anders und werden dies auch im Laufe der Beispiele begründen. Eine Begründung soll hier genannt werden. Ihr Kern ist, dass mit empirischen Forschungen, selbst wenn sie weit aus besser wären, als die derzeit durchgeführten Studien, man bestenfalls etwas über die Effektivität von Maßnahmen lernen würde. Das ist eine sinnvolle Frage, wenn man wissen will, ob es gut geeignete Methoden zum Auswendiglernen chinesischer Vokabeln gibt. Es hilft aber nicht weiter, wenn man sich fragt, ob man lieber chinesisch oder indisch lernen sollte.

Wenn Erwachsene über Kinder sprechen, über Erziehung und Bildung, dann denken sie darüber nach, wie ihre Kinder in der Zukunft leben sollen, aber auch in der Gegenwart. Nun ist die Gegenwart der Kinder auch die ihrer Eltern. Wenn Erwachsene also über Kinder nachdenken, so denken sie auch darüber nach, wie sie selbst leben wollen.

Erzieherisches Handeln und das Nachdenken darüber ist ein Entscheiden und Nachdenken über Zukunft. Darin sind Wünsche und Ängste eingeschlossen und Vorentwürfe über Veränderungen. Dies ist einfach deshalb notwendig, weil Kinder nun einmal ihren Eltern zeitlich nachfolgen und weil die erzieherische Einwirkung auf die Gegenwart der Kinder ihre Sinnsetzung durch den Bezug auf die Zukunft der Kinder hat und nicht in deren Gegenwart zu bestimmen ist. Die Orientierung an Zukunft ist in einem hohen Maße auf Wünsche, auf Bilder, auf Projektionen verwiesen. Im Erziehungsfeld geht es dabei immer um den Zusammenhang von Ursache und Wirkung oder Grund und Folge. Nun ist Erziehung, aber auch Lehren und Lernen, ist Bildung so komplex, dass sich keine einfachen Beziehungen zwischen Ursache und Folge ausmachen lassen. Je umfassender und genauer man sich den Fragen für ein gelungenes oder weniger gelungenes Leben stellt, desto komplizierter wird die Antwort. Um es an einem einfachen Beispiel zu veranschaulichen. Man kann sich fragen, wie man selbst sein soll, wenn man ein Kind haben möchte, das als Erwachsener kritisch seine Umgebung betrachtet und bewertet. Ist man dem Kind gegenüber autoritär, so kann es sein, dass es genau deshalb eine kritische Grundeinstellung erwirbt. Es kam aber auch sein, dass es dabei lernt, sich unkritisch unter zu ordnen.

Grundsätzlich anders als bei vielen anderen Lebenszusammenhängen hängt die Wirkung einer pädagogischen Handlung auch von dem ab, an den sie gerichtet ist. Einfach deshalb, weil schon sehr kleine Kinder keine Automaten sind, sondern selbst denken und fühlen und weil wir Erwachsenen es wollen, dass Kinder so sind.

Diese Situation, in der es keine eindeutigen Wenn-Dann-Aussagen gibt, ist nicht nur der Grund für die unzähligen Ratgeber, sondern auch – so vermuten wir – für die große Zahl von Behauptungen, die einfach geglaubt werden.

Die meisten Eltern glauben etwa, das Hans nicht lernen kann, was Hänschen nicht gelernt hat; oder glauben, dass es so etwas gibt wie Begabung, das Noten die Leistung von Schülern messen und dass die Zukunft des Wirtschaftsstandortes Deutschland davon bestimmt wird, wie gute deutsche Schüler in PISA Studien abschneiden.

Es gibt eine große Zahl von Glaubenssätzen, die medial verbreitet, wissenschaftlich behauptet, politisch umgesetzt, aber keineswegs belegt oder bewiesen sind.

Wir reden von Glaubenssystemen deshalb, weil niemand wissen kann, wie die Zukunft sein wird und sich deshalb darüber nur in Form von Annahmen, Spekulationen, Wünschen etc. sprechen lässt. Wenn es zutrifft, dass wirklich niemand wissen kann, was den Menschen nach seinem Tode erwartet, so kann man aber durchaus begründet darüber nachdenken, wie man bis dahin sein Leben gestalten möchte. Man kann, wenn man sein Kind erzieht, wissen wollen, wie es und man selbst leben will. Man kann sich dabei nicht von seinen Bildern, Emotionen und Werten befreien, aber man kann sie ein Stück weit kennen können. Dann wird Erziehung immer noch alles andere sein als eine Technik, wohl aber eine Methode, darüber nachzudenken, welches Leben man für sich und sein Kind vorstellt. Ein erster Schritt dazu ist der, den wir in diesem Buch anbieten. Wir versuchen einige der Kleider zu zeigen, die der Kaiser tatsächlich nicht trägt. Wir wollen einigen allgemein verbreiteten Behauptungen widersprechen, damit Sie selbst eher eine Möglichkeit haben, sich eigene Gedanken zu machen.

Ein guter Schüler ist machbar

Es gibt Studien, die darauf hinweisen, dass die Prognosen der Lehrerinnen über den weiteren Schulweg eines Kindes nach der Grundschule besser seien als die der Eltern. Das muss schon deshalb stimmen, weil es die Lehrerinnen sind, die den Schulerfolg eines Kindes bestimmen. Was wir damit meinen, können Sie selbst erforschen. Sie brauchen dazu eine Lehrerin, die Sie kennen, die gerade ein erstes Schuljahr übernommen hat, die aber nicht eines Ihrer Kinder betreut. Laden Sie sie etwa zwei Wochen nach Beginn des ersten Schuljahres unverbindlich zum Kaffee trinken ein und fragen Sie sie nach ihrem Eindruck ihrer neuen Schüler und nach einer Prognose, welches der Kinder ein Gymnasium besuchen wird und welches nicht. Bei einigen Kindern wird die Lehrerin unsicher sein, bei der Mehrzahl aber genau wissen, welches Kind für das Gymnasium geeignet ist und welches nicht. Sie können sich die Namen merken, aufschreiben und nach 4 Jahren vergleichen, ob die Prognosen der Lehrerin zutreffend waren.

Nun könnte man sagen, dass Lehrerinnen eben aufgrund ihrer guten Ausbildung und Erfahrung über besonders gute diagnostische Fähigkeiten verfügen. Nun fällt auf, dass es niemanden gibt, der behauptet, dass Lehrerinnen schon nach 14 Tagen Unterricht den Schulerfolg eines Kindes präzise vorhersagen können. Im Gegenteil: Würden Sie Lehrerinnen öffentlich fragen und nicht privat, dann würden sie korrekterweise antworten müssen, dass sie die Frage nach dem Schulerfolg eines Kindes doch nicht nach 14 Unterrichtstagen beantworten können. Sie haben ja noch gar nicht sehen können, was die Kinder können, denn gerade in den ersten beiden Schulwochen im ersten Schuljahr wird viel Zeit mit der Einübung von Regeln zugebracht: Welche Farbe welches Heft hat, wann und wie man sich meldet und so weiter. Auch wir als Wissenschaftler können die These, dass Lehrerinnen nach 14 Tagen im ersten Schuljahr sagen können, welches Kind vier Jahre später auf das Gymnasium wechseln wird, nicht beweisen. Würden wir offiziell in einem Fragebogen diese Frage stellen, so bekämen wir die oben genannte politisch korrekte Antwort, dass man es nicht wissen kann. Wir würden auch das Forschungsprojekt nicht genehmigt bekommen. Denn wenn unsere These stimmen würde, welchen Sinn hätten dann die ganzen Klassenarbeiten, die Objektivität der Notengebung und die Vergleichsarbeiten im Laufe des vierten Schuljahres? Eine wesentliche Grundlage der Akzeptanz des Schulsystems würde entfallen. Diese besteht darin, dass Leistung honoriert wird. Und das bedeutet, dass man natürlich erst etwas gelernt haben können muss bevor man zeigen kann, wie gut und wie schnell man es gelernt hat. Wenn ein Kind schon zu Beginn des ersten Schuljahres bewertet wird, dann kann es eben nicht die Leistung sein, sondern etwas anderes. Und das wäre tatsächlich ein Skandal.

Nun wissen wir, dass es so ist, wie wir behaupten, auch wenn wir, um die Lehrerinnen zu schützen, die es uns erzählt haben, nicht als Zeugen benennen werden. Tatsache ist, dass der Schulerfolg eines Kindes zu Beginn des ersten Schuljahres bestimmt wird und nicht im Laufe des vierten Schuljahres. Die Grundlage der Beurteilung bietet dabei natürlich nicht die Leistung, sondern das Verhalten, wissenschaftlicher formuliert, der Habitus des Kindes. Für das Wort „Habitus“ gibt es kein entsprechendes deutsches Wort. Es meint das, was man von einer Person wahrnimmt, wenn sie sich bewegt und spricht. Es erfasst die Erscheinung, also das körperliche Aussehen, die Kleidung und dessen Ordnung, die Art des Gehens und Stehens, die Art des Zuhörens und Redens und die Fähigkeit, Beziehungen zu gestalten, also genügend Nähe bzw. genügend Abstand halten zu können. Wir erwarten von einem Schulkind, dass es uns ansieht, wenn wir mit ihm sprechen. Bei Dreijährigen tun wir dies nicht. Einen guten Schüler erkennt man an seinem Habitus.

Dieses Erkennen geht blitzschnell und gilt nicht nur für Lehrerinnen, sondern für alle Menschen. Mit diesem Erkennen ist bei allen Menschen eine Emotion verbunden und eine Wertung. Jemand ist uns sympathisch oder nicht und wir halten jemanden für mehr oder minder klug oder dumm. Das gilt eben auch für Lehrerinnen. Bestimmte Kinder sind ihnen sympathisch, andere weniger oder gar nicht und bestimmte Kinder halten sie für klug und unproblematisch andere eher für schwierig und weniger klug. In unserem Alltag haben diese schnellen Einschätzungen auch Konsequenzen. Wenn wir mit Erwachsenen zu tun haben, so wird im Kern über diese Einschätzung die Nähe gesteuert, die wir zu unserem Gegenüber suchen. Wir schließen Freundschaft oder wir versuchen uns möglichst schnell zu distanzieren. Und sympathisch ist uns weitgehend, das, was wir kennen. So kommt es, dass auch in offenen Gesellschaften, wie der deutschen, die weitaus größte Zahl von Paaren aus der gleichen Schicht kommt; dass man für ein Hotelzimmer in Deutschland zwischen 50 Euro und 2500 Euro wählen kann, sofern man über die dafür notwendigen finanziellen Mittel verfügt. Wer im Zug die erste Klasse wählt, kommt genau schnell an seinem Ziel an, wie die anderen. Und er sitzt auch nicht wirklich viel bequemer. Bezahlt wird der höhere Preis im wesentlichen dafür, dass man nicht neben Menschen sitzen muss, die sich eine teure Bahnfahrkarte nicht leisten können. Damit haben wir uns gut eingerichtet.

Am Schulanfang wird diese eingeschliffene gesellschaftliche Regel dramatisch. Denn anders als in den allgemeinen Lebensbereichen, in den wir als Erwachsene eben Nähe oder Distanz suchen können, sind Grundschulklassen Zwangsgemeinschaften. Es ist sehr schwierig zu erreichen, dass ein Kind am Schulanfang in eine andere Klasse versetzt wird und es noch schwieriger für eine Lehrerin zu sagen, dass sie ein bestimmtes Kind nicht in ihrer Klasse haben möchte.

Darüber hinaus kommt jedes Kind in eine neue Situation mit der Absicht, sich darin zu bewähren. Es beobachtet die Lehrerin und alle anderen Kinder. Alles, was getan oder gesagt wird, ist öffentlich. Wenn die Lehrerin mit einem Kind flüstert, so wissen alle, dass sie flüstert. In dieser öffentlichen Situation erfährt auch jedes Kind eine Rückmeldung auf sein Verhalten. Das Verhalten einiger Kinder ist der Lehrerin vertraut, das Verhalten anderer nicht. Das Verhalten eines Kindes und die Verhaltenserwartungen der Lehrerin können zusammen passen oder auch nicht. Die Lehrerin reagiert – häufig unbewusst – auf das Kind und gibt dem Kind eine Antwort auf sein Verhalten. Und es gibt eigentlich nur drei Antwortmöglichkeiten der Lehrerin. Entweder sagt sie einem Kind – direkt in Worten oder durch ihre Körperhaltung – „das ist toll, aus dir wird etwas!“ Oder sie sagt: „Aus dir wird nichts!“ Oder sie sagt: „Mal sehen, was aus dir wird!“ Mit anderen Worten, die Lehrerin bestärkt, wertet ab oder verunsichert. Damit wird eine Rangreihe der Kinder in der Klasse geschaffen, die für alle öffentlich ist und die auch alle Kinder ziemlich genau kennen. Aber wichtiger noch ist, dass die Lehrerin einzelne Kinder nicht nur bestärkt oder abwertet oder irritiert, sie verhält sich auch entsprechend. Je nach Einschätzung stellt sie andere Erwartungen an die Kinder,

beschäftigt sich intensiver oder oberflächlicher mit ihnen, bemerkt Fehler des Kindes oder auch nicht. Einem aus ihrer Sicht guten Schüler wird mehr Zeit gewidmet, es werden eher herausfordernde Aufgaben gestellt, es wird großzügiger mit Fehlern des Kindes umgegangen und so weiter. Und noch wichtiger. Auch die einzelnen Kinder verhalten sich entsprechend den Erwartungen der Lehrerin. Das bestärkte Kind wird sich wohlfühlen, weil es für seine Anstrengungen eine positive Rückmeldung bekam. Das abgewertete Kind hat sich am Schulanfang ebenso bemüht wie alle anderen, wird nun abgewertet und versteht gar nicht warum. Es wird in einigen Wochen den Eindruck gewinnen, dass es sich nicht lohnt, sich anzustrengen. Es wird versuchen, einen Teil seiner Anerkennung nicht mehr bei der Lehrerin zu holen, sondern von anderen Personen oder auch lernen, damit zu leben, dass die Anerkennung nicht so erfolgt, wie man es sich wünscht.

Die Sozialpsychologie spricht für solche Vorgänge von einem Rosenthal Effekt oder von einer „selbst erfüllenden Prophezeiung“. Gemeint ist damit, dass eine Person, hier eine Lehrerin, in einer Gegenwart dafür sorgt, dass ihre Vorhersage über die Zukunft einer anderen Person auch eintrifft. Der Grund dafür liegt darin, dass der Schüler lernt, sich so zu verhalten, wie die Lehrerin denkt, dass er sich verhält. Den Anfang dieses Prozesses bildet der erste Eindruck, den die Lehrerin von einem Kind gewinnt. Und wenn er gut ist, so kommt es darauf an, ihn zu stabilisieren. Und sind ein paar Eindrücke hintereinander gleich, so bildet sich eine stabile Grundlage, die schwer zu erschüttern ist. Ein am Anfang bestärktes Kind muss schon einiges anstellen, um zum schwarzen Schaf zu werden. Ebenso umgekehrt: aus einem schwarzen Schaf wird nur mit sehr viel Mühe ein weißes.

Ein guter Schüler hat eine Mutter

Ein Elternabend in einer Grundschule im Jahre 2006. Anwesend waren 15 Frauen und 4 Männer. Zwei davon waren Paare. Da waren die Männer mit den Frauen mitgegangen. In einem Fall war es so, dass die Familie zwei Kinder in der Schule hatte und die Mutter in die eine Klasse zum Elternabend gegangen war und der Vater zu dem Elternabend der anderen Klasse. In einem Fall war der Mann, der anwesend war, auch der Vater, der das Kind erzieht. Von den 19 Eltern waren eigentlich 18 Mütter anwesend und ein Vater, obwohl auch ein großer Teil der anwesenden Frauen berufstätig war. Die Lehrerin hat auf dem Elternabend darum geworben, dass auch die Eltern mitarbeiten, also Kurse für die Schüler anbieten, wie Kochkurse oder Vorlesekurse. Dabei richtete sie sich immer an die Frauen: „Ich möchte doch die Mütter bitten, sich zu engagieren“ – und als Zusatz – „es können natürlich auch Väter kommen.“ Geblieben ist, dass sich die Mütter um die Kinder kümmern. Was sich ein wenig verändert hat, ist, dass nun die Lehrerin ein schlechtes Gewissen bekommen hat, die gewusst hat, dass man sich nicht mehr nur an die Mütter richten darf. Man kann natürlich auch sagen, was soll der Hinweis auf die Väter, wenn die Realität so ist, dass eh keiner vorhanden ist. Die Realität von Grundschule ist Mütterarbeit und nicht Väterarbeit. Das hat sich in den letzten 45 Jahren nicht wirklich verändert.

Ein guter Schüler hat gute Noten

Nun könnte man sagen, es sei doch selbstverständlich, dass ein guter Schüler auch gute Noten hat. So einfach ist dies aber nicht, was schon daran deutlich wird, dass die These nicht lautet, ein guter Schüler sei klug oder intelligent oder besonders fleißig. Das mag er alles sein, aber wichtig ist – zum Beispiel für den Übergang auf ein Gymnasium – die Note; genauer gesagt der Notendurchschnitt und gute Noten in den wichtigen Fächern. Die Frage ist, wie Noten zustande kommen. Darüber gibt es viele Theorien und viel Streit. Wir möchten hier den unserer Meinung nach wichtigsten Grund für das Zustandekommen einer Note darstellen. Es

geht um die Frage, was es bedeutet, wenn ihr Kind mit der Note 4 in Mathematik nach Hause kommt und das Nachbarkind mit der Note 2. Ist das Nachbarkind doppelt so gut, wie Ihr Kind? Wir nehmen als Beispiel die Bruchrechnung. Wenn man negative Zahlen weglässt, so gibt es eine überschaubare Anzahl von Operationen, die man als Schüler am Ende verstanden haben sollte.

Man kann Brüche addieren: $\frac{1}{2}$ plus $\frac{1}{4}$

Man kann Brüche abziehen: $\frac{1}{2}$ minus $\frac{1}{4}$

Man kann Brüche durch ganze Zahlen teilen: $\frac{1}{2}$ geteilt durch 2 oder Man kann Brüche miteinander multiplizieren: $\frac{1}{2}$ mal $\frac{1}{4}$

Man kann Brüche durch Brüche teilen: $\frac{1}{2}$ geteilt durch $\frac{1}{4}$

Wir vermuten, dass Sie ohne große Probleme die ersten drei Aufgaben lösen konnten, auch wenn Ihre Schulzeit schon lange zurück liegt. Bei der vierten und fünften Aufgabe werden Sie sicher einen Moment nach gedacht haben und vielleicht auch unsicher geblieben sein.

Deshalb beschränken wir uns auf die ersten drei Aufgaben und gehen davon aus, dass die allermeisten Schüler gelernt haben Brüche zu addieren, Brüche abzuziehen und Brüche durch ganze Zahlen zu teilen. Und wir gehen davon aus, dass auch fast alle Leser in ihrer Schulzeit eine Klassenarbeit geschrieben haben und dass dabei Noten zwischen 1 und 6 heraus gekommen sind. Vielleicht hatten Sie auch eine schlechte Note in dieser Arbeit. Nun könnte man sagen, dass man erst im Laufe der Jahre diese einfache Bruchrechnung gelernt hat. Dafür spricht sicher einiges. Aber wir stellen hier die Gegenthese auf, nämlich, dass Sie es eigentlich auch schon als Schulkind konnten. Aber wenn das stimmt, warum haben Sie dann eine schlechte Note bekommen? Das wollen wir erklären. Es hat eine Reihe von Gründen.

Wir beginnen mit dem ersten Grund.

Rechnen Sie bitte die folgenden Aufgaben:

Addiere $\frac{17}{23}$ plus $\frac{8}{35}$

Subtrahieren Sie $\frac{8}{35}$ von $\frac{17}{23}$

Teilen sie $\frac{17}{23}$ durch 44

Wir gehen davon aus, dass die meisten unserer Leser mit diesen Aufgaben überfordert sind, obwohl die gleiche Operation erfordern, wie die oben gestellten einfachen Aufgaben.

Nun stellen Sie sich bitte eine Schulklasse mit 20 Schülern vor und einen Lehrer, der eine Klassenarbeit zum Bruchrechnen vorbereitet.

Er könnte an alle Schüler die einfachen Aufgaben stellen. Dann würden fast alle alles richtig machen. Oder er könnte nur die schweren Aufgaben nehmen. Dann würden fast alle es nicht können. In diesem Fall müsste er allen Schülern die Note 6 geben und – bei der einfachen Aufgabenstellung – die Note 1.

Wenn Sie so etwas in ihrer Schulzeit erlebt haben, dann erinnern Sie sich vielleicht auch daran, dass dann die Arbeit wiederholt wurde. Die Wiederholung geschah in der Regel auch sehr bald, jedenfalls ohne dass noch einmal ausgiebig gelehrt und geübt wurde.

Das ist schon merkwürdig, wenn man davon ausgeht, dass die Schüler in der Schule etwas bestimmtes lernen sollen und die Lehrer durch Klassenarbeiten testen, ob es die Schüler gelernt haben oder nicht. Wenn diese Vorstellung zutreffen würde, bräuchte man die Arbeit nicht zu wiederholen, wenn alle Schüler die Aufgaben gelöst haben.

Nun ist es so, dass keine Klassenarbeit nur als leichten oder nur aus schweren Aufgaben besteht. Ein gute geplante Klassenarbeit enthält gerade so viele leichte und schwere Aufgaben, dass einige Schüler alle Aufgaben lösen und einige Schüler nur wenige Aufgaben. Warum gehen Lehrer so vor und stellen sowohl leichte als auch schwere Aufgaben? Die Antwort ist einfach: Sie wollen nicht in erster Linie wissen, was gelehrt und gelernt, sondern

vor allem, wer wie gut ist. Anders formuliert: Die Schule will nicht wissen, wer etwas kann, sondern wer etwas besser oder schlechter kann als ein anderer Schüler. Gegen alle Propaganda: Die Schule interessiert nicht, wie schnell ein Schüler gelaufen ist, sondern an welcher Stelle er stand, als er das Ziel erreichte.

Das wird an einer anderen Überlegung deutlich, die wesentlich ist für die Schule, die jeder erlebt hat, aber kaum darüber nachgedacht wird.

Wir machen es wieder an dem Beispiel mit den Bruchrechenaufgaben und nehmen einmal an, dass es an ein und derselben Schule zwei Klassen gibt, die gleichen Aufgaben geübt haben. Beide Klassen haben 20 Schüler und beide schreiben am gleichen Tag eine Klassenarbeit, die 20 Aufgaben enthält. Beim Korrigieren der Arbeiten ergibt sich das folgende Bild:

Zahl der falschen Antworten	Schüler Klasse A	Schüler Klasse B
0	0	0
1	0	1
2	0	2
3	0	4
4	1	1
5	2	1
6	1	1
7	3	1
8	0	2
9	0	1
10	2	0
11	2	1
12	0	1
13	1	1
14	1	1
15	1	1
16	1	0
17	0	0
18	2	0

In der Klasse A werden durchschnittlich 8,85 Fehler gemacht, in der Klasse B nur 6,45. Nun sollen Noten verteilt werden. Es stehen nur 6 zur Verfügung. Da beginnt man als Lehrer mit der Mitte. Nette Lehrer geben für eine durchschnittliche Fehlerzahl die Note 3; weniger nette die Note 4. Wir haben nette Lehrerinnen. Wer in Klasse A 9 Fehler gemacht hat, soll eine 3 bekommen. In Klasse B darf man, um eine 3 zu bekommen nicht mehr als 6 Fehler gemacht haben. Schauen wir nun den beiden Lehrerinnen in Klasse A und B über die Schulter. Zuerst Klasse A. Also 9 Fehler sind der Durchschnitt, das ergibt eine 3. Nun will sie noch die angrenzende Fehlerzahl berücksichtigen, ist sich aber nicht sicher, wie weit sie gehen soll. Also beginnt sie zunächst an beiden Enden. Wer alles richtig gemacht hat, bekommt eine 1; wer alles falsch gemacht hat, eine 6. Da nimmt sie auch die angrenzenden Zahlen mit; also 0 bis 2 Fehler sind eine 1; 18 bis 18 Fehler eine 6. Es ist einsichtig, dass bei 18 möglichen falschen oder richtigen Antworten für jede Note 3 Fehlerbereiche naheliegend sind. Bei Klasse B ist alles gleich, nur liegt dort der Durchschnitt eben bei 6 Fehlern.

Das ergibt nun die folgende Tabelle für Klasse A:	und Klasse B
Eine 1 für 0 bis 2 Fehler	Eine 1 für 0 bis 2 Fehler
Eine 2 für 3 bis 5 Fehler	Eine 2 für 3 bis 4 Fehler
Eine 3 für 6 bis 9 Fehler	Eine 3 für 5 bis 7 Fehler
Eine 4 für 10 bis 12 Fehler	Eine 4 für 8 bis 10 Fehler
Eine 5 für 13 bis 15 Fehler	Eine 5 für 11 bis 14 Fehler
Eine 6 für 16 bis 18 Fehler	Eine 6 für 15 bis 18 Fehler.

Wer also 8 Fehler gemacht hat, bekommt in Klasse A dafür die Note 3 und in Klasse B die Note 4; wer 12 Fehler geschafft hat, erhält in der einen Klasse eine 4 und in der anderen eine 5.

Wir haben einen vorsichtigen Vergleich vorgenommen. Denkbar wären weitaus größere Unterschiede zwischen den Klassen. Würde der Fehlerdurchschnitt in Klasse B nur halb so hoch sein, wie in Klasse A, dann könnte ein Schüler bei gleicher Fehlerzahl eine durch zwei Noten abweichende Beurteilung bekommen. Ebenfalls nicht berücksichtigt haben wir, dass die Durchschnittsgruppe am größten sein soll und die Zahl der jeweiligen Außenseiter kleiner. Auf die Noten 1 und 2 sollen etwa 20 % der Schüler entfallen und auf die Noten 5 und 6 auch. Dann bleiben je 20 % für die 3 und die 4. Diese nirgends aufgeschriebene, aber in Schulen regelmäßig praktizierte Regel hat die Idee zur Grundlage, dass es eine Normalverteilung der Leistung der Schüler gibt. Die Anwendung der Regel führt zur sogenannten Normalverteilungskurve. Um etwas über gute Schüler zu verstehen, muss man sich unbedingt diese Kurve ansehen.

Die Normalverteilungskurve

Das beste Beispiel bietet der sogenannte Intelligenzquotient. Das ist das, was Intelligenztests messen. Und das, was sie messen, nennen sie „Quotient“ und nicht Intelligenz. Es gibt auf der ganzen Welt keinen Test, der eine Aussage darüber trifft, wie intelligent jemand ist. Alle Tests geben den Quotienten an. Wikipedia erklärt ganz gut, was ein Quotient ist: In der Mathematik und in den Naturwissenschaften bezeichnet der Quotient ein Verhältnis von zwei Größen zueinander, also das Ergebnis einer Division. Der Quotient von zwei ganzen Zahlen (Dividend und Divisor) ist immer eine rationale Zahl und kann als Bruch geschrieben werden.

„Ein Quotient dient oftmals der Einordnung eines Wertes in einen Gesamtmaßstab, so z. B. der Intelligenzquotient, der die mit einem Intelligenztest ermittelte Zahl für eine Person mit der ihrer Altersgruppe entsprechenden "durchschnittlichen Intelligenz" in Beziehung setzt. Der Intelligenzquotient 100 steht dabei für den Durchschnitt. Verhältnisse werden häufig in Prozent angegeben, indem das Verhältnis so normiert (also erweitert oder gekürzt) wird, dass der Nenner 100 ist.“

(<http://de.wikipedia.org/wiki/Quotient>) 21. 1. 2014

Wenn von jemanden gesagt wird, er sei durchschnittlich intelligent, weil er einen IQ von 100 habe, so ist der Satz falsch. Richtig ist, dass der Wert 100 willkürlich festgelegt wurde als die Zahl, die man erhält, wenn man bei einer ausreichend großen Gruppe alle bei einem Text erzielten Werte addiert und dann durch die Zahl der Testpersonen teilt. Aber auch das ist erst ein Teil der Geschichte. Am besten verstehbar werden Fachbegriffe wie „Quotient“ oder – worauf wir noch kommen werden – wie „kalibriert“, wenn man sich den Prozess der Entwicklung eines Intelligenztests vor Augen führt.

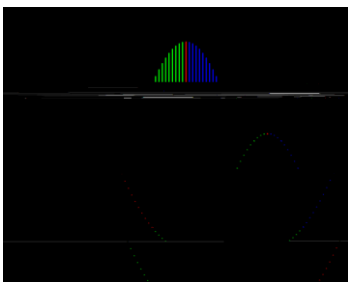
Angenommen die Aufgaben eines Intelligenztestes bestünden darin, den eigenen Namen zu nennen, einen geraden Strich zu zeichnen und ein Lied zu singen, dann könnte man vermuten, dass fast alle Testpersonen nur richtige Antworten geben. Solch ein Test könnte nicht zwischen ihnen unterscheiden. Folglich wird jeder, der einen neuen Test entwickelt, sich Aufgaben überlegen, von denen er annehmen kann, dass unterschiedliche Menschen auch zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen. Sonst kann man sie ja nicht unterscheiden – und das ist die Absicht. Nun ist so ein Testergebnis auch von vielen anderen Bedingungen abhängig. Zum Beispiel der Alter der Testpersonen, ihrer Schulbildung, der Region, in der sie leben usw. Und wahrscheinlich gibt es auch Faktoren, die die Testpsychologie wenig berücksichtigt. Zum Beispiel das Wetter, das an dem Tag herrscht, an dem der Test geschrieben wird oder das Fernsehprogramm vom Tag davor. Oder der Test ist doch einfach zu leicht ausgefallen oder zu schwer. Nun wappnet man sich gegen diese Zufälle. Wikipedia beschreibt dies sehr schön mit dem folgenden Satz:

„IQ-Tests sind so kalibriert, dass die Ergebnisse für eine hinreichend große Bevölkerungsstichprobe annähernd normalverteilt sind.“

<http://de.wikipedia.org/wiki/Intelligenzquotient> 20. 1. 2014)

„Kalibrieren“ meint hier, dass die tatsächlichen Testaufgaben und Testergebnisse so lange hin und her geschoben werden bis man sagen, dass der Durchschnittswert bei 100 liegt. Dann soll sich auch ergeben, dass zwischen dem IQ von 85 und 115 zwei Drittel aller Ergebnisse eingeordnet werden können. Das letzte Drittel teilt sich dann den Bereich unter 85 beziehungsweise über 115.

Was wir sagen wollen, ist schwer zu vermitteln, weil wir gegen eine Denkgewohnheit anschreiben. Es ist nämlich nicht so, dass zwei Drittel aller Deutschen einen Intelligenzquotienten zwischen 85 und 115 haben. Richtig ist vielmehr, dass ein Modell entwickelt worden ist mit dem Realität beschrieben wird. Und dieses Modell behauptet einfach, dass zwei Drittel der Deutschen zwischen diesen beiden Zahlen lägen. Es ist sicher so, dass es intelligentere und weniger intelligente Menschen geben mag und es ist sicher so, dass wenn man sie einem Test unterwirft unterschiedliche Menschen unterschiedlich viele Fehler machen. Das Problem ist, dass das Modell behauptet genau wissen zu können, wie das Verhältnis zwischen den intelligenten und den weniger intelligenten Menschen aussieht. Und das wird als „normal“ bezeichnet und schlägt sich in einer Kurve nieder, die so aussieht:



http://commons.wikimedia.org/wiki/File:IQ_curve.svg

Das ist die sogenannte Normalverteilungskurve. Sie behauptet, dass so, wie die Kurve es darstellt, die Intelligenz in der Bevölkerung verteilt ist. Die Kurve ist schön, was vor allem Mathematiker immer erfreut. Links und rechts von der Mitte herrscht Symmetrie und die Abstände sind in der Höhe und in der Breite gleichmäßig.

Noch einmal: Testergebnisse werden so lange hin und her gerechnet bis sie der Normalverteilung entsprechen. Das gleiche geschieht in der Notengebung der Schule. Die Aufgaben werden so lange manipuliert und die Ergebnisse so lange hin und her gerechnet bis sie ungefähr einer Normalverteilung entsprechen.

Mehr wollen hier über Sinn oder Unsinn der Intelligenztests nicht sagen. Entscheidend für die Klassenarbeiten und für die Frage, was eine gute Note ist, ist die Tatsache, dass dieses Modell der Normalverteilung in die Schule übernommen wurde. Sie unterstellt einfach, dass es immer eine bestimmte Anzahl mittelmäßiger, sehr guter, guter, schlechter und sehr Schüler gibt. Und dass dies auch so bleibt, wenn man alle Schüler mit dem selben Stoff und auf die gleiche Weise unterrichtet hat. Das ist absurd!

Schauen wir uns noch einmal die Tabelle mit der Klassenarbeit in beiden Klassen an.

Die Note 1 haben in Klasse A 0 Schüler und in Klasse B 3 Schüler

Die Note 2 haben in Klasse A 3 Schüler und in Klasse B 5 Schüler

Die Note 3 haben in Klasse A 4 Schüler und in Klasse B 3 Schüler

Die Note 4 haben in Klasse A 4 Schüler und in Klasse B 3 Schüler

Die Note 5 haben in Klasse A 3 Schüler und in Klasse B 4 Schüler

Die Note 6 haben in Klasse A 3 Schüler und in Klasse B 1 Schüler

Der Notendurchschnitt beträgt für Klasse A 3,35 und für Klasse B 2,9. Deutlich ist, dass die Klasse B besser abgeschnitten hat, aber der Durchschnitt liegt nicht so weit auseinander. Und zwar deshalb, weil es so zurecht gerechnet wurde, dass der Notendurchschnitt bei ungefähr 3 liegt.

Wir können einige Ergebnisse aufzählen:

1. Über die Note bestimmt die Rechenweise und nicht die Leistung
2. Die Note eines einzelnen Schülers wird im wesentlichen davon bestimmt, wie gut oder wie schlecht seine Mitschüler abgeschlossen haben. Die Note gibt nicht die Leistung an, sondern die Rangreihe innerhalb einer Vergleichsgruppe.
3. Die Rechenweise ist so, dass ungefähr immer eine Normalverteilungskurve herauskommt. Damit ist gemeint, dass durch die Rechenweise Unterschiede zwischen Schülern erst hergestellt werden. Auch dann, wenn sie von Natur aus nicht vorhanden sind. Dabei wird unterstellt, dass es bei jeder Klassenarbeit Schüler geben muss, die durchschnittlich sind, unterdurchschnittlich und überdurchschnittlich. Diese Unterstellung ist keineswegs berechtigt.

Die dritte Aussage ist uns am wichtigsten. Wir wollen sie an zwei Beispielen illustrieren. Angenommen die Schüler der Klasse A hätten fast alles richtig gemacht. Der Beste nur einen Fehler und der schlechteste nur 6 Fehler. Dann würde es nach diesem System naheliegen, dass der Schüler mit 0 Fehlern eine 1 bekommt und der mit 6 Fehlern eine 6. Das ist ein wenig unrealistisch, weil in solch einem Fall die Absurdität kaum zu übersehen wäre. Deshalb glauben wir, dass die Lehrerin dem Schüler mit den 6 Fehlern aus pädagogischen Gründen die Note 4 geben würde.

Und stellen Sie sich vor, dass in dem Jahr, in dem Sie dieses Buch lesen, in Deutschland nur superintelligente und superfleißige Kinder geboren würden. Etwa 10 Jahre später, am Ende ihrer Grundschulzeit, würden etwa 20 Prozent von ihnen als schwache Schüler eingeschätzt werden, 20 Prozent als gute bis sehr gute und der Rest als durchschnittlich. Dass es diese Verteilung gibt ist völlig unabhängig von der Leistung der Schüler und steht fest, bevor die Kinder geboren wurden.

Stellen Sie sich bitte auch vor, die Firma in der Sie arbeiten, würde so vorgehen, wie die Schule. Die Firma würde selbst dann, wenn alle Verkäufer durch ihre Anstrengung mehr verkaufen würden als im letzten Jahr diejenigen 20 % entlassen, die zwar mehr verkauft haben als das Jahr davor, aber eben weniger als ihre Kollegen. Vor lauter Angst der Verkäufer würde der Umsatz sinken. Und Angst müssten sie deshalb haben, weil sie trotz gesteigerter Anstrengungen und trotz steigender Verkäufe, die sie erzielen, entlassen werden können. Die Angst käme daher, weil in diesem Verfahren niemand mehr einschätzen kann, was mit ihm geschieht.

Und, so unsere Frage, warum sollte dies Schülern eigentlich anders gehen als Verkäufern.

Es bleiben noch drei Einwände, auf die wir kurz eingehen wollen.

Der eine Einwand kommt klassisch von den Testpsychologen, die auf die Subjektivität der Notengebung verweisen, während doch Test alle Schüler gleich behandeln würden. Damit haben wir uns schon auseinander gesetzt. Die Tests sind so gebaut wie Klassenarbeiten. Sie unterstellen eine Gleichverteilung von guten und schlechten Schülern.

Dann gibt es den Einwand von der Schulbürokratie. Um, so sagt man dort, die Zufälligkeit der Noten auszugleichen würde man Vergleichsarbeiten schreiben. Bei diesen Vergleichsarbeiten sei nun die Zahl der Schüler, die daran beteiligt sind, viel größer. Die Bezugsgruppe ist dann nicht mehr die eigene Klasse, sondern zum Beispiel alle Drittklässler in Hessen. Das führt dazu, dass die Ergebnisse der Vergleichsarbeiten sich wegen der größeren Zahl der Schüler stärker der Ideallinie der Normalverteilungskurve annähern. Das ist statistisch wie beim Würfeln. Je häufiger man würfelt um so eher werden alle Zahlen ungefähr gleich oben liegen. Aber auch die Vergleichsarbeit, wie der Test und die Klassenarbeit messen keine Leistung, sondern den Quotienten und auch diese Arbeiten sind so gestaltet, dass die Ergebnisse sich entsprechend der Normalverteilungskurve ergeben.

Schließlich kommt als dritter Einwand der Kompetenzbegriff.

Wenn man von jemandem sagt, dass er kompetent sei, dann meint man zweierlei: Er kann es und er hat das Recht oder die Macht dazu. Das Wort Kompetenz beschreibt die Möglichkeit, die jemand besitzt, um eine gestellte Aufgabe zu lösen. Er beschreibt nicht, wie gut oder schlecht er dies kann. Erst mit der Übernahme des Kompetenzbegriffs in die Schule wurden „Kompetenzstufen“ erfunden, die der Notenskala von 1 bis 6 ziemlich ähnlich sehen. Über deren Logik kann man sich vielfach nur wundern.

So tritt der Verband „Bildung und Erziehung“ in Rheinland-Pfalz vehement dafür ein,

„Kompetenzstufenzeugnisse zu vergeben“. (<http://www.vbe->

[rp.de/index.php?session=b5cbd8fe4a7bed4a84e5ff20900f1851&content_id=865](http://www.vbe-rp.de/index.php?session=b5cbd8fe4a7bed4a84e5ff20900f1851&content_id=865)). Um dies zu veranschaulichen veröffentlichte der VBE ein fiktives Zeugnis eines Marcel. Ihm wird in dem Zeugnis bescheinigt, dass er bekannte und auch neue Wörter gut erlesen kann. Ein Stückchen weiter kann man der Tabelle entnehmen, dass Marcel nur teilweise in der Lage war, alle Buchstaben richtigen Lauten zuzuordnen und Buchstaben zu Wörtern zusammen zu setzen. Wie Marcel es geschafft hat, neue Wörter zu erlesen ohne den Buchstaben die richtigen Laute zuzuordnen bzw. die Buchstaben zu Wörtern zusammenzusetzen bleibt wohl ein Geheimnis des Zeugnisschreibers.

(<http://www.vbe->

[rp.de/downloads/aktuelles/VBE_RP_Anlage_GS_Kompetenzzeugnis_Beispiel_Gehendges.pdf](http://www.vbe-rp.de/downloads/aktuelles/VBE_RP_Anlage_GS_Kompetenzzeugnis_Beispiel_Gehendges.pdf)

Die Beschreibungen von Kompetenzen und Kompetenzstufen und vor allem die Möglichkeit zwischen zwei Stufen unterscheiden zu können sind insgesamt abenteuerlich. Einfach

deshalb, weil man eigentlich seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts wissen könnte, dass dies nicht funktioniert. An der Willkürlichkeit der Beschreibung wird eigentlich nur eines deutlich: man muss Unterscheidungen machen zwischen durchschnittlich, gut und schlecht. Und zwar deshalb, weil man unbedingt Noten geben muss.

Guten Schülern macht Lernen Spaß

Auf alten Klassenfotos schauen Lehrer wie Kinder ernst in die Kamera. Das hat vielleicht zwei miteinander zusammenhängende Gründe. Damals, als das Blitzlicht noch nicht erfunden war, musste man für wenige Sekunden still stehen und durfte auch sein Gesicht nicht verziehen. Das ist leichter, wenn man ernst schaut, als wenn man lacht. Das wäre eine technische Begründung. Man kann aber auch vermuten, dass die Erwachsenen und die Kinder früher auf eine ganz andere Weise die Schule ernst genommen haben. Der Lehrer als Respektsperson kann schlecht grinsen, wenn er fotografiert wird. Und wenn er lacht oder freundlich lächelt, wie dies heute bei fast allen Klassenfotos der Fall ist, so wüssten Kinder und Eltern nicht, worüber er lacht. Auch die Kinder guckten ernst. Wahrscheinlich nicht, weil sie nichts zu lachen hatten. Es ging aus ihrer Sicht wahrscheinlich viel munterer in den Klassen zu als heute. Die Bilder des mit einem Stock strafenden Lehrers verdecken die vermutliche Tatsache, dass es in Klassen mit mehr als 60 Kindern für die Kinder Raum genug gab, um miteinander Unfug zu treiben. Wir vermuten, dass die Kinder auch deshalb so ernst ausschauen, weil sie sich als Schulkinder darstellen. Und Schule das ist eben der Ernst im Leben eines Kindes.

Wohl kaum jemand möchte die Rede vom Ernst des Lebens, der mit der Schule beginne, noch hören. Aber merkwürdig ist schon, dass sich seit einiger Zeit die These durchgesetzt hat, Lerne mache Spaß - oder schlimmer noch - Lernen müsse Spaß machen. Diese Redensart ist auch verwandt mit der vom "spielerischen Lernen."

Zunächst fällt auf, wer davon spricht. Das sind in erster Linie jene, die etwas verkaufen wollen. Also Einrichtungen, die Nachhilfeunterricht anbieten und Autoren, die ihre Ratgeberbücher verkaufen wollen. Das Nachhilfeeinrichtungen behaupten, Lernen bei ihnen würde Spaß machen, ist ja vielleicht verständlich. Sie bekommen ihr Geld ja nicht von ihren Schülern, sondern von den Eltern. Und deren Kinder kommen in der Regel nicht gerne zum Nachhilfeunterricht, sondern weil die Eltern es so wollen und weil sie zugeben müssen, dass die erreichten Noten nicht den Erwartungen entsprechen. So richtig Widerstand leisten können die Kinder kaum und da hilft es, wenn die Eltern sagen: "Schau, das ist keine Qual, das wird dir richtig Spaß machen." Und außerdem möchten Eltern für ihre Kinder zwar gute Noten, aber quälen möchten sie sie auch nicht. Schließlich kann man sagen, dass der Nutzen von Nachhilfeunterricht in keiner Weise belegt ist. Und aus dieser Sicht gäbe es wahrscheinlich keine besseren Noten, aber doch Spaß.

Natürlich wollen auch die Ratgeberautoren etwas verkaufen. Die Motive, zu behaupten, dass Lernen Spaß mache, gleichen also denen der Anbieter von Nachhilfe. Interessant finden wir, dass die Autoren dieser Ratgeber häufig Lernmethodiker sind. So wie Wolfgang Endres, der vielfach vernetzt mehrere Bücher geschrieben hat, die Schülern helfen sollen, ihre Hausaufgaben und ihr Lernen vernünftig zu organisieren. Dagegen spricht nichts. Man weiß nur nicht, warum dies Spaß machen soll. Außer vielleicht die Klebepunkte, die sich hinten in dem Buch befinden und von den Kindern eingeklebt dürfen: " "So kletterst du Punkt für Punkt - Stufe für Stufe - die Erfolgstreppe hoch". Das Einkleben macht sicher Spaß. Die Behauptung aber, dass der Aufstieg als solcher Spaß macht, ist vielleicht für Banker und Manager, aber kaum für Kinder belegbar.

Wirksam ist Endres Konzept vielleicht aus zwei Gründen. Aus dem Behaviorismus hat er zwei Grundregeln übernommen. Die erste lautet: Die Aufgaben sollen so kleinschrittig sein, dass sie für die Schüler mit etwas Anstrengung lösbar sind. Die zweite Regel besteht darin, die Schüler unmittelbar zu belohnen. Wenn man es positiv sehen will, lernen also Kinder in der Anwendung der Lernmethodik, dass sie etwas schaffen können. Und wer etwas geschafft hat, etwas gelernt hat oder etwas fertig gestellt hat und generell für sich das Gefühl hat, etwas geleistet zu haben, ist mit sich zufrieden. Vielleicht müde und abgeschlagen, aber zufrieden. So, wie nach der Besteigung eines Berges. Aber der Weg auf den Gipfel hat vielleicht ein Naturerlebnis beschert, aber auf keinen Fall Spaß gemacht, sondern war anstrengend. Lernen - und das ist einfach wahr - ist anstrengend. Das gilt für das Üben ebenso wie für den Versuch, sich etwas zu merken, zu verstehen, kreativ zu entwickeln oder ein Problem zu lösen.

Warum also, kann man fragen, wird diese Wahrheit nicht auch an die Kinder weiter gegeben. Die Antwort ist einfach: Die moderne Gesellschaft traut ihren Kindern nicht und sie traut ihnen nichts zu. Der Grund dafür ist auch einfach: Die Erwachsenen trauen den Kindern nichts zu, weil sie nicht davon überzeugt sind, dass die Mühe, die notwendig ist, um am Leben der Erwachsenenwelt teilnehmen zu können, sich wirklich lohnt.

Man kann Lernen, unabhängig von allen genaueren Definitionsversuchen, verstehen als einen Prozess, der dazu führt, dass man seinen Lebensraum erweitert. Man kann etwas besser als vorher, man versteht etwas besser, man kann sich mehr trauen und mehr zutrauen. Man erfährt durch Lernen ein wenig mehr über die Welt und über sich. Jede Horizonterweiterung bedeutet auch ein Risiko. Wer lernt, begibt sich zumindest am Anfang, in ein für ihn unbekanntes Gelände. Wer naiv bleibt, hat ein leichteres Leben.

Man kann sich auch auf einen Berg tragen lassen und wird die gleiche Aussicht genießen, wie ein anderer, der herauf gewandert ist. Dennoch wird die Erfahrung nicht die gleiche sein. Lernen, das ist ein anderer Blick, ist für Menschen unverzichtbar, weil es keine andere Problemlösung gibt, als die des Lernens. Daran ist die Tatsache mit schuld, dass Kinder in einem Entwicklungsstadium geboren werden, der sie auf die direkte Hilfe von Älteren angewiesen sein lässt. Daran ist auch die Tatsache mit schuld, dass Menschen um des Überlebens willen gelernt haben, sich nicht nur ihrer Umgebung anzupassen, sondern sie auch zu verändern. Vielleicht unterscheidet die Disposition, lernen zu können und lernen zu wollen, Menschen grundsätzlich von Säugetieren. Im Lernen ist elementar der Gedanke enthalten, sich selbst kennen zu wollen und zwar als jemanden, der sich verändert und nicht immer der gleiche ist.

Kurz: Die Fähigkeit zu lernen, ist vielleicht das Wichtigste, was man Kindern ermöglichen sollte.

Wer dies Kindern gegenüber unterschlägt und davon spricht, dass alle Anstrengungen Spaß machen würden oder sich die Lernergebnisse spielerisch einstellten, nimmt Kinder nicht ernst. Auch wenn man unterstellen kann, dass sie nicht den ganzen Tag lang lernen wollen, sondern nur einen halben Tag lang, weil es auch schön ist, faul zu sein, so kann man doch davon ausgehen, dass es kein gesundes Kind gibt, das nicht seinen Lebensraum erweitern möchte. Schon deshalb nicht, weil um jedes Kind herum andere Kinder und Erwachsene sind, die etwas können oder dürfen, was man selbst nicht kann oder darf. Einen halben Tag lang - oder so ungefähr - wollen Kinder lernen. Und sie wollen lernen und keinen Spaß haben. Und Lernen kann man nur, wenn es eine Herausforderung gibt. Das kann eine Krise sein - "Julia kann schon allein den Schuh zubinden" - oder eine Herausforderung.

Wer Kinder nicht ernst nimmt, wird selbst unglaubwürdig. So wie die Lehrerin, die den Schulanfängern erzählt, wie schön es in der Schule sei und dass sie sich richtig freuen dürften, denn in dieser ersten Schulwoche gebe es einen zusätzlichen schulfreien Tag. Ein anderes Beispiel. Bei der Eröffnung einer ganz neuen Schule führen die Lehrer ein kleines

Kaspertheaterstück auf. Seine zentrale Botschaft lautete, dass diese neue Schule Spaß machen werde. Darauf hatten die Kinder aber nicht gehofft, sondern darauf, dass sie nun etwas lernen dürften. Denn - zumindest aus ihrer Sicht - bedeutete dieser erste Schultag einen großen Statusgewinn. Man war nun Schulkind und nicht mehr (doofes) Kindergartenkind. Die betrogenen Kinder wehrten sich dann damit, dass sie den versprochenen Spaß einklagten.